

Nelio A. Biedermann  
Verwischte Welt



Geschrieben 2021  
Covermotiv: Hartmut Kaiser, Licht-Spiel-Haus

*«Jeder der sich die Fähigkeit erhält, Schönes zu erkennen, wird nie alt werden.»* Franz Kafka

## Strassenstreifen

ein Strassenstreifen wäre gut,  
wo geht es lang und wer zeigt mir den Weg,  
was ist richtig, was ist falsch,  
auf welche Spur bin ich gelangt

wir sind alle verloren,  
die Jugend, die nichts weiss,  
die Jugend, die sich schlägt, so ohne Einigkeit

Strassenschilder wären gut,  
wo ist die Ausfahrt und wo die schiefe Bahn,  
wo hört die Schotterstrasse auf,  
wo beginnt das Niemandsland

wir sind alle frustriert,  
die Jugend, die nichts fühlt,  
die Jugend, die sich zudröhnt, damit sie endlich was berührt

**Karim 6.** Ich sterbe. Der Tod drückt seine kalte Klinge immer tiefer in meine Brust. Aber ich sehe kein himmlisches Licht, sondern nur über mich gebeugte Gesichter. Einige weinen, manche von ihnen habe ich noch nie gesehen.

Ich spüre Elis zarte Hand auf meiner Stirn. Es tut gut. Ich schwitze. Dort, wo das dunkelrote Blut aus meinem Körper quillt, ist es noch heisser. Ich presse meine Hand darauf, doch dadurch wird der Schmerz nur noch schlimmer. Ich sehe, dass all die Menschen miteinander sprechen. Aber sie sind so weit weg, dass ich kein Wort verstehen kann. Ich sehe nur, wie sich ihre Lippen bewegen und wie sich in ihren Augen Panik und Entsetzen spiegeln. Jemand dreht den Verschluss einer Flasche auf, in der eine klare Flüssigkeit schwappt. Elis Hände an meinen glühenden Wangen. Leon öffnet vorsichtig den Reisverschluss meiner Weste. Ihre schimmernde Oberfläche klebt an meiner Brust. Mit einem Ruck zieht Leon sie von der Wunde weg. Ich schreie, Eli zuckt zusammen. Ich kann ihr Gesicht nicht sehen, sie drückt mich an ihre Brust. Plötzlich durchfährt mich ein brennender Schmerz. Flammen lodern aus dem Loch in meiner Brust. Leon verschliesst die Flasche wieder und hält sie mir an die Stirn. Ich höre nichts, ausser den Blaulichtsirenen des Krankenwagens, der die schwarzen Engel des Brunnens gespenstisch erleuchtet. Sie verhöhnen mich im roten Licht.

Eli spricht mit mir, ihre Lippen zittern, aber ich verstehe nicht, was sie sagt. Sie sieht schrecklich aus, ihr Makeup ist verschwommen, läuft ihr mit den Tränen die Wangen hinunter. Ich weiss nicht, ob ich weine. Weiss nicht, ob ich schreie oder still auf dem klebrigen Asphalt liege. Alles was ich weiss, ist dieser stechende Schmerz, der sich wie eine tonnenschwere Decke über mich legt.

**Eli 1.** Der See glänzt schon, der Himmel ist noch dunkel. Die Berge liegen blau am Ende des Sees. Wie eine Mauer behüten sie ihn vor der zu grossen Welt. In meinem Zimmer ist es dämmrig. Das frühe Morgenlicht breitet sich langsam über die Stadt aus. Am Fenster, an dem ich sitze, ist es schon hell genug, um schreiben zu können. Der Rest des Zimmers ist noch grau, doch es wird nicht mehr lange dauern, bis die ersten Sonnenstrahlen sanft über die Bücherrücken streichen und die Wände cremefarben malen werden. Ich bin oft schon lange bevor die Sonne aufgeht wach. Meist sitze ich auch lange nachdem sie untergegangen ist noch am Fenster und blicke auf die blinkende Stadt. Der Tag macht mich noch viel trauriger als die Nacht. Ich kann nicht verstehen, dass die Welt weiterdreht, die Menschen weiterleben, als wäre nichts geschehen. Als wärst du nicht tot.

Tot. Manchmal träume ich von dir, von uns. Wir liegen in einem grossen Bett unter klarem Sternenhimmel. Ich liege in deinen Armen, rieche dein Haar und deine Haut. In diesen Träumen sind nur wir zwei, das Bett und unendlich viel Zeit. Wenn ich aufwache und nach dir taste und nur die harten Kissen spüre, wäre ich am liebsten auch tot. Auch darum wurde die Nacht für mich zum Tag, die Welt still. Wenn die Lichter unter mir leuchten, der Nacht die Schwärze nehmen, stelle ich mir oft vor, dass alle Lichter nur für dich brennen. Tausend Kerzen für ein ausgelöschtes Leben. Ich spreche oft mit dir. Tagsüber ist die Welt aber zu laut, dann kann ich dich nicht verstehen, ein gewaltiges Rauschen übertönt alles.

Das Essen, das sie mir hier geben, schmeckt nach nichts, das Wasser sauer. Ich glaube aber, dass es auch im besten Restaurant nicht anders geschmeckt hätte. Weisst du noch, wie wir uns vorgestellt hatten, wie es wäre, für eine Nacht im Baur au Lac zu wohnen und

uns mit dekadenten Menüs und teuren Weinen vollzustopfen? Aber jetzt bist du weg und das Essen würde ich nur rauskotzen.

Wenn meine Familie mich besuchen kommt oder ich mit meiner Therapeutin, Stella, spreche, weine ich nie. Manchmal kann ich mich sogar zu einem Lächeln zwingen, auch wenn ich weiss, dass man mir ansieht, dass es mich innerlich zerreisst. Nachts hingegen weine ich oft. Manchmal krampft sich mein ganzer Körper zusammen und es fühlt sich an, als würde ich durch mein Schluchzen ersticken. Die Tränen laufen mir dann die eingefallenen Wangen hinunter, ohne dass ich etwas dagegen tun kann. Wenn ich es nicht mehr aushalte, schreie ich in mein weisses Kissen, das von meinen Tränen nass und grau wird. Ich habe keine Uhr in meinem Zimmer, ich will nicht an die Zeit erinnert werden. Sie existiert weiter, aber ich habe mich von ihr losgelöst.

Es ist kurz vor Sonnenaufgang und ich habe seit zwei Nächten nicht mehr geschlafen. Die Antidepressiva machen mich schläfrig, aber nach den Träumen von dir überrollt mich der Schmerz wie eine Flutwelle. Manchmal nehme ich die Antidepressiva auch nicht, weil ich Angst vor dem Tag habe, an dem sie wirken und ich wieder lachen kann. Ich kann doch nicht lachen, wenn das einzige, was von dir bleibt, unsere Bilder und deine Skizzen sind.

**Ismael 1.** Vor ein paar Tagen oder vielleicht auch Wochen, die Zeit folgt hier drinnen anderen Gesetzen als draussen, habe ich zum ersten Mal seit über einem Jahr geweint. Ich habe geweint und geschrien und mir die Knöchel blutig geschlagen. Die Wand war danach auch blutig. Es lief in kleinen Rinnsalen, wie die Tränen auf meinen Wangen, die Wand hinunter. Ich blieb lange vor der Wand stehen und schaute den Bahnen zu, wie früher den Regentropfen an der Autoscheibe. Welcher Tropfen wird wohl der erste sein? Das Bett, das an der Wand befestigt ist und in der Ecke des kleinen Zimmers steht, ist steinhart. Aber schlafen kann ich sowieso nur selten. Nachts denke ich viel darüber nach, wie es so weit kommen konnte, und was der Auslöser dafür war. Wenn ich nachts die Blutflecken an der Wand sehe, die im fahlen Mondlicht, das durch die Gitterstäbe fällt, dunkel glänzen, denke ich mir oft, was für ein Psycho ich bin. Manchmal fürchte ich mich vor mir selbst. Die Wärter tun es glaube ich auch, auch wenn sie es versuchen zu verbergen. Ich sehe es in ihren Augen. Wie sie nervös umherhuschen, auf der Suche nach etwas, an dem sie haften bleiben können. Sie bemühen sich, mir nicht in die Augen zu schauen, wie bei einem wilden Tier. Ich kann's ihnen nicht übelnehmen. Wenn ich in den Spiegel schaue und mir das Gesicht mit der Narbe über der rechten Braue, dem unreinen Oberlippenbart und den blitzenden, dunklen Augen entgegenstarrt, wende auch ich meistens schnell den Blick ab.

Durch das kleine Fenster sehe ich auf den trostlosen Hof. Ein staubiger Basketballplatz, ein paar blaue Bänke, von denen die Farbe abblättert und eine vertrocknete Wiese. Rund um den Hof ein hoher Maschendrahtzaun. Glänzender Stacheldraht vor stahlblauem Himmel. Sie versuchen uns zu erziehen, kontrollieren, zähmen. Aber eingesperrt wird auch eine Katze zum Raubtier. Ein schmales

Bett, ein Schrank und ein kleiner Tisch, vor dem Fenster ein Waschbecken, daneben ein noch verpackter Rasierer, eine Zahnbürste und Zahnpasta, darüber ein Spiegel. Das ist meine Zelle. Tagsüber ist es unerträglich heiss. Die hellen Wände stechen in den Augen, die Sonne lässt die Zeit dahinschmelzen.

Der Vormittag verstreicht ohne jegliche Geschehnisse. Am Nachmittag habe ich, getrennt von den anderen, eine Stunde Auslauf. Es gibt nichts zu tun im Hof. Ich sitze an die Stange gelehnt im Schatten des Basketballkorbs oder drehe langsam einige Runden. In den langen Stunden bis zum Abend vermisse ich meine Zigaretten am meisten. Das Drehen, Anzünden und in die Lungen ziehen, würde wenigstens einige Minuten totschiessen. Ausserdem habe ich den ganzen Tag Kopfschmerzen. Ich kann nicht mehr zuordnen, welche Symptome zu welchem Entzug gehören.

Sobald die Sonne hinter den Mauern verschwindet, beginne ich in meinem Zimmer zu trainieren. Es vertreibt die Gedanken in meinem Kopf und rüttelt mich jedes Mal für kurze Zeit aus meiner Ohnmacht. Im Verlauf des Abends kommen die Gedanken jedoch wieder zurück, als würde sie die Dunkelheit heraufbeschwören. Das einzige, was mich dann trösten kann, ist der kleine Ausschnitt des Himmels, den ich aus meiner Zelle sehen kann. Wenn man nur einen kleinen Ausschnitt des grossen Ganzen sieht, nimmt man es zum ersten Mal in all seinen Einzelheiten wahr. Ich verbringe Stunden damit, in den Himmel zu starren und die Sterne zu zählen oder sie in meinem Kopf zu Mustern zu verbinden. Es lenkt mich ab von meinem Denken. Für eine Weile kann ich sogar den Mond sehen, auf seinem Weg an den Zenit, von dem er verurteilend auf die Mauern und den Hof blickt. In dieser kurzen Dauer, während der Mond seinen fahlen Schein über die Kacheln meines Zimmerbodens vergiesst, verspüre ich fast so etwas wie eine Spur

von Glück. Doch in dieser Nacht vor einiger Zeit verspürte ich nichts von alledem. Ich lag in meinem Bett und starrte an die Decke. Immer wieder sah ich ihn vor mir liegen, konnte sein Bild nicht verbannen. Das Entsetzen in seinen glasigen Augen, sein Mund zu einem stummen Schrei verzerrt, die blutigen Daunen, die aus seiner Weste quellen.

**Luca 1.** Er war immer der mutigere von uns beiden. Er war es, der das Fenster unseres Primarschullehrers, den wir so hassten, mit dem Stein einwarf. Er war es, der mich dazu ermutigte, mit ihm von zu Hause wegzulaufen, um auf dem Friedhof die Nacht zu verbringen. Der Friedhof Sihlfeld war nur einige Strassen von unseren Blocks entfernt. Dort rauchten wir auch zum ersten Mal Gras zusammen, das natürlich er von einem vier Jahre älteren Schläger, vor dem ich mich fürchtete, gekauft hatte. Wir lagen unter dem grossen Baum zwischen den hohen Grashalmen, die wie kleine Speere in den tiefblauen Himmel ragten. Unsere schwächtigen Körper verschwanden vollständig im Gras, nur der weisse Rauch schaffte es durch die Sträucher. Wir waren von der Welt abgekapselt, niemand wusste, wo wir waren, niemand würde uns hier finden. Wir fühlten uns unantastbar. Wir lagen unter dem Baum, dessen Krone bis in den Himmel zu reichen schien. Irgendwann beschloss er, den Baum hinaufzuklettern. Wie ein Affe schlang er seine dünnen Arme und Beine um den dicken Stamm und versuchte an der Rinde Halt zu finden. Irgendwie schaffte er es, den ersten Ast zu erreichen und sich hinaufzuziehen. Ich stand ehrfürchtig unter ihm und starrte in das dichte Blätterdach. Er kletterte immer höher, bis er irgendwann nicht mehr zu sehen war zwischen dem Grün. Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis er sich wieder hinunterhangelte. Ich hielt den Atem an, als er sich vom untersten Ast fallen liess, abrollte und lachte. Seit diesem Tag war mein Respekt vor ihm noch einmal gestiegen.

Der Gedanke, den Baum zu beklettern, verfolgte mich die nächsten Wochen. Ich sass oft in meinem offenen Fenster und liess die Beine hinausbaumeln. Von dort aus sah ich direkt auf den Baum und war sogar auf ähnlicher Höhe. Immer wieder schaute ich hinunter auf die Strasse, um mich an die Höhe zu gewöhnen. Das Rauschen der

vorbeifahrenden Autos war von dort oben nur noch leise zu hören und die Köpfe der vorbeigehenden Leute waren klein und sahen irgendwie unförmig aus. Irgendwann, es war während den Sommerferien, nachdem ich genug geübt hatte, beschloss ich endlich auch den Baum hinaufzuklettern. Ich schlich mich nach dem Abendessen, ich hatte nur sehr wenig gegessen, damit mich mein Gewicht nicht so stark zu Boden ziehen konnte, mit einer Taschenlampe und einer Wollmütze aus der Wohnung. Die Wollmütze sollte mich bei einem Sturz etwas schützen. Ich kletterte, wie schon so oft mit Ismael, über die tiefe Friedhofsmauer. Mein Puls ging schneller, als ich so alleine zwischen den Gräbern und Kreuzen umherstreifte. Die Sonne war zwar schon untergegangen, aber ihr Licht war noch in den Schafswölkchen gespeichert. Ich steuerte direkt auf den grossen Baum zu, blickte mich dabei aber immer wieder ängstlich um. Ich rannte über die Wiese, wobei mir die Grashalme immer wieder in die brennenden Beine schnitten.

Unter dem Baum, dessen Äste bis zum Boden reichten, war es viel dunkler. Ich knipste die Taschenlampe an, schaute am Stamm entlang und schaltete sie dann wieder aus. Ich brauchte beide Hände, um den ersten Ast zu erreichen. Ich umklammerte den Stamm, wie Ismael es getan hatte und versuchte irgendwie Halt zu finden. Mein T-Shirt rutschte hoch und mein Bauch über die raue Rinde. Ich biss die Zähne zusammen und kletterte weiter. Mit aller Kraft zog ich mich am untersten Ast hinauf. Ohne eine Pause zu machen, richtete ich mein Hemd und kletterte weiter. Ast um Ast zog ich mich näher in Richtung Himmel. Das Geäst wurde immer dichter, nahm mir bald alle Sicht, um dann wieder aufzuhellen. Ich war am Baumwipfel angekommen. Mit zittrigen Beinen richtete ich mich auf und streckte meine Arme aus. Ich war auf dem Gipfel der Erde. Ich blickte um mich, sah alles von oben, alles schien klein, und

ich so gross. Ich drehte mich vorsichtig im Kreis, und dann verlor ich plötzlich den Halt. Ich rutschte ab, versuchte mich mit einem ersticken Schrei noch an einem Ast festzuhalten, riss mir dabei nur die Handflächen auf und stürzte immer weiter in die Tiefe. Ich schlug mehrmals an dicken Ästen auf, hörte es in mir und um mich knacken und krachen, dann wurde alles schwarz und still.

**Nils 1.** Die Früchte liegen in rauen Holzboxen übereinander. Die Orangen stapeln sich von selbst zu einer Art Pyramide. Die Hohlräume werden gefüllt, zwischen zwei Orangen legt sich eine andere. So rollen sie nicht aus der Box, obwohl sie bis über den Rand mit den roten Orangen gefüllt ist. Ich mag den Namen Blutorangen nicht, deshalb nenne ich sie immer rote Orangen. Den Namen mag ich sehr, weil er eigentlich gar keinen Sinn macht. Wieso sollten Orangen rot sein, wenn sie doch schon die Farbe Orange im Namen haben?

Der Mann, der die Früchte aus grossen Säcken in die Boxen leert, ich glaube, er arbeitet in dem Laden, gibt sich viel Mühe, die Früchte nach Form und Farbe zu ordnen. Manche sind aber an einigen Stellen braun oder sehen aus, wie die Gesichter alter Leute. Die hätte ich auch nach Form in andere Kisten gelegt. Im Laden ist es dunkler als draussen. Ausserdem ist es ziemlich kühl hier. Bei den kalten Regalen, dort wo die Milch und die anderen heiklen Sachen drin sind, ist es noch kälter. Ich friere mit meinen Sommerkleidern, will eigentlich schnell wieder raus an die Sonne. Mama hat mich geschickt, um eine Packung Nudeln zu kaufen. Die, die aussehen wie kleine Muscheln, und noch Spaghetti. Die Muschelnudeln sind meine Lieblingsnudeln. Sie erinnern mich ans Meer in Italien. Ich mag das Meer dort, es ist fast immer türkis und der Sand ist sehr weich, aber an der Sonne auch sehr heiss. So heiss, dass man bis ins Wasser rennen muss, und dabei die Füsse so lustig hochheben muss, damit man sich nicht die Fusssohlen verbrennt. Als ich noch klein war, habe ich mir mal die Hand verbrannt, weil ich ans Bügeleisen gefasst habe. Ich wollte unbedingt die vielen Löcher anfassen, bei denen der Dampf rauskommt. Jetzt fass ich es nur noch an, wenn ich mir ganz sicher bin, dass es nicht mehr heiss ist.

Ich finde die Nudeln nicht, aber den Mann mit dem Zahnstocher im Mund, der die Kisten auffüllt, will ich auch nicht fragen. Ich gehe zurück zum Eingang und laufe alle Gänge zwischen den Regalen nochmal ab. Endlich finde ich sie, direkt neben den Tomatensaucen. Ich gehe an die Kasse und stelle die zwei Schachteln auf die Theke. Die Zehnernote habe ich die ganze Zeit in meiner Hand in der Hosentasche gehalten. Ich warte darauf, dass der Mann, der hier arbeitet zur Kasse kommt. Mir fällt ein, dass Mama gesagt hat, dass ich mir ein Eis kaufen kann. Ich lasse die Nudeln stehen und gehe vor den Laden. Ich habe schon gesehen, dass auf der Seite, neben den Früchten, eine Eistruhe steht. Als ich an dem Mann vorbeigehe, sagt dieser plötzlich mit lauter Stimme, dass ich stehen bleiben soll. Ich zucke zusammen, weil ich mich so erschreckt habe. Ich dreh mich um und schaue auf seine Schuhe. Sie sind braun und aus Leder, glaube ich. «Wolltest schon was klauen, was?», sagt der Mann mit seiner Stimme, die mir in den Ohren wehtut. Ich schaue kurz hoch. Seine Stirn ist auf einmal ganz faltig und auch zwischen seinen Augenbrauen ist eine tiefe Falte. Ich schaue schnell wieder auf seine Schuhe. Unter der Spitze ist ein kleiner violetter Fleck auf dem Boden. Ich glaube es ist eine zerdrückte Blaubeere, die aus einer der Boxen gefallen ist. «Sag schon! Oder muss ich deine Taschen durchsuchen?» Ich weiss nicht, wieso der Mann so laut spricht. Vielleicht freut er sich über etwas, aber ich versteh nicht, was das mit mir zu tun hat. Ich schaue immer noch auf den Boden und sage leise: «Wolltest schon was klauen.» Der Mann spuckt jetzt seinen Zahnstocher aus dem Mundwinkel. Ich sehe es zwar nicht, aber ich höre, wie er spuckt und sehe, wie der Zahnstocher auf dem Asphalt landet. Er rollt noch etwas weiter und fällt dann vom Bürgersteig auf die Strasse, sodass ich ihn nicht mehr sehen kann. «Hältst' dich wohl für ganz lustig, was? Jetzt gib mir, was du geklaut hast, oder ich ruf

die Polizei.» Erschrocken schaue ich hoch und schüttele den Kopf. Die Billardkugeln klirren. An manchen Tagen, ich nenne sie Billardkugeltage, knackt es bei jedem Schritt hinten in meinem Kopf. Dort wo fast schon der Nacken anfängt. Bei jedem Schritt, den ich mache oder bei anderen Bewegungen, bei denen sich mein Kopf bewegt, zum Beispiel Kopfschütteln, klingt es, als würden Billardkugeln aneinanderprallen. Die anderen Leute können es nicht hören, aber ich höre und spüre es. Es tut nicht weh, aber die Billardkugeltage sind meistens schlechte Tage, aber vielleicht glaube ich das auch nur. Aber jetzt stimmt es. Ich schüttele immer noch den Kopf. «Ich wollte nur ein Eis holen, die Nudeln stehen immer noch an der Kasse.» Der Mann sagt schnell, dass es ihm leid tue und entschuldigt sich mehrmals, aber ich weiss nicht, ob es ihm wirklich so leid tut, wie er behauptet. Wir gehen dann auf jeden Fall zusammen zur Kasse und ich bezahle die Nudeln. Das Eis schenkt er mir, weil er so laut wurde, glaube ich. Ich finde ihn wieder nett und sage ihm, dass ich vielleicht bald wieder Nudeln kaufen müsse.

Draussen ist es sehr heiss. Ich überlege mir, ob bald meine Haut verbrennen wird, wie damals, als ich das Bügeleisen angefasst habe oder ob sie vielleicht knusprig wird, wie die der Hühnchen im Ofen. Auf der anderen Seite der Strasse gegenüber vom Laden ist ein Krankenhaus. Vor dem Eingang stehen drei Krankenwagen, aber keiner hat die Sirene oder die blauroten Lichter an. Ich bin schon mal in einem Krankenwagen gefahren, aber nicht hier. Wir sind nämlich erst gerade hierhergezogen. Davor haben wir in Deutschland gewohnt. Dort hatte es einen Turm, der hiess Alex, fast wie Papa, der heisst Alexander. Hier gefällt's mir aber auch gut. Wir sind schnell beim See, und am Fluss hat's sogar zwei Türme, die genau gleich aussehen und zur selben Kirche gehören. Das einzige Problem ist, dass ich mich noch nicht gut auskenne hier. Aber das

wird sich bestimmt bald ändern, weil die Stadt nämlich viel kleiner ist als Berlin.

Ich laufe jetzt nach Hause, dorthin finde ich, weil es nur zwei Strassen weiter ist. Unser Haus ist das mit dem grossen Riss neben der Tür. Er ist länger als mein Arm, und das, obwohl ich gross bin. Papa ist auch gross, aber Mama ist klein. Sie geht mir nur bis zu den Schultern. Der Riss gefällt mir fast am besten an unserem neuen Haus. Die Farbe aber auch, es ist nämlich blaugrün. Eigentlich fast wie das Meer in Italien.

**Eli 2.** Ich schreibe jetzt jeden Tag in das kleine Lederbuch mit den gelblichen Seiten, das mir Stella gegeben hat. Es tut mir gut, meine Gefühle und die Erinnerungen an uns aufzuschreiben. Ich habe Angst, dass, wenn ich es nicht tue, ich mich irgendwann nicht mehr an alle Details erinnern kann. Darum schreibe ich sie jetzt immer auf, wenn sie mir, wie Geister aus einer vergangenen Zeit, immer und immer wieder durch den Kopf spuken. Ich sitze auf dem Fensterbrett und schaue immer wieder auf die Stadt, während ich schreibe.

Ich war schon lange nicht mehr draussen, aber es sieht heiss aus. Träg und verlassen liegt die flimmernde Stadt am kühlen See. An der Beerdigung war es auch heiss. Ich weiss noch genau, wie sich der kalte Schweiß auf meiner warmen Haut anfühlte. Ich hatte hohe Schuhe an, doch irgendwann war mir so schwindlig, dass ich sie ausziehen musste. Das Gras auf dem Friedhof war verdorrt und stach wie kleine Nägel in meine Fusssohlen. Die ganze Zeremonie über starrte ich zu dem grossen Baum, dessen knorrige Äste fast bis zum Boden reichten und unter denen wir im Frühling viele Stunden gelegen und ins Blätterdach geschaut hatten. Ich stellte mir vor, wie ich, nach dem alle gegangen waren, zum Baum laufen und mich dort geschützt vor der Welt ins hohe Gras legen würde. Ich stellte mir vor, wie ich, ohne es zu merken, einschlafen würde und wenn ich wieder aufwachte, du neben mir liegen würdest. Ich würde meinen Kopf auf deinen Bauch legen, so wie ich es immer getan hatte, und wir würden in den blauen Himmel schauen, vor dem die leuchtenden Blätter rauschen. Doch nichts davon geschah. Stattdessen wurde ich vom Pfarrer aus meinen Gedanken gerissen und nach vorne gebeten. Ich bahnte mir mit wackligen Schritten meinen Weg durch die Stuhlreihen zum Pult des Pfarrers. Ich räusperte mich leise, wischte mir die Tränen aus dem Gesicht und

begann mit zittriger Stimme zu sprechen. «Er fing mich auf, wenn ich mich im freien Fall befand...» Meine Stimme brach, ich räusperte mich noch einmal, blickte zu unserem Baum und fuhr fort. «Er, er war einfach alles für mich...» Die Tränen schossen mir in die Augen, alles verschwamm, das einzige, was ich noch sah, war dein Gesicht vor meinem.

An den Rest der Beerdigung kann ich mich nicht erinnern. Ich sehe nur noch vage die Gesichter deiner Eltern vor mir. Die verschmierte Mascara deiner Mutter, die Augenringe deines Vaters. Die Trauer in ihrem Blick, die Schuldgefühle, die sie mir aufzwang. Wieso hatte ich nicht auf dich aufgepasst, dich abgehalten, dich beschützt? Wieso hatte ich es nur so weit kommen lassen?

Seit der Beerdigung habe ich sie nicht mehr gesehen. Ich denke viel an dich. Ich sehe uns dann wie in alten Zeiten in eurem Wohnzimmer sitzen. Dein Vater in seinem Ledersessel, deine Mutter dösend in ihrer Ecke des Sofas und du und ich nebeneinander, meine Hand unter der Decke in deiner. Ich sehne mich so sehr nach diesen alltäglichen Momenten mit dir. Ich sehne mich danach, mit dir ein Eis zu essen, an den regnerischen Herbsttagen einen Film zu schauen, nachts zu unserer Musik zu tanzen, mit dir zu kochen. Ich sehne mich sogar danach, mit dir zu streiten und dich zu vermissen, wenn ich nur wüsste, dass ich dich wiedersehen werde.

Nach der Beerdigung sagte ich meinen Eltern, dass ich noch bleiben will. Ich weiss, dass sie sich Sorgen machten, aber sie liessen mich. Ich setze mich vor die frisch geschnittenen Blumen auf deinem Grab und starrte lange ins Nichts. Die Vögel zwitscherten und die Abendsonne liess den ganzen Friedhof golden leuchten. Ich dachte daran, dass es so im Himmel aussehen könnte. Erst als ich wieder zu schluchzen begann, fiel mir auf, dass ich eine Zeit lang damit

aufgehört hatte. Es fühlte sich alles gleich an. Das einzige, was sich bis jetzt geändert hat, ist, dass der stechende Schmerz zu einem stumpfen wurde. Ich versuchte mich abzulenken, an etwas anderes zu denken, denn ich bekam kaum Luft und mein Brustkorb schmerzte. Am milchigen Himmel waren nur einige rosa Schleierwolken zu sehen. Dort konntest du also nicht sein. Die Luft um das Grab war geschwängert von den zu süssen Blumen. Mir wurde schlecht. Aus meiner Jackentasche kramte ich ein Polaroid Foto von uns zwei und schaute es lange an. Ich hatte es in einen kleinen Plastikbeutel gelegt, damit es auch im Regen nicht kaputt gehen würde. Ich bückte mich, nahm die grellen Blumen in die Hand, legte das Foto an ihre Stelle und warf sie in hohem Bogen ins Gebüsch. Du hättest sie nicht gemocht, das wusste ich. Mittlerweile war die Sonne ganz untergegangen und es wurde kühl. Nach Hause gehen wollte ich trotzdem noch nicht. Stattdessen lief ich, immer noch barfuss, über die Wiese zu unserem Baum. Das Gras reichte mir jetzt schon bis fast zu den Knien. Im Frühling war es noch nicht so hoch gewesen. Ich musste mich übergeben, obwohl ich mich nicht erinnern konnte, wann ich zuletzt etwas gegessen oder getrunken hatte. Erschöpft liess ich mich am Stamm des Baums fallen. Seine Äste und das hohe Gras schirmten mich von der Welt ab.

Jetzt wäre ich gerne dort. Dort fühlte ich mich dir nahe. Hier, in der Klinik, habe ich ausser den Fotos und Texten nichts, was ich mit dir verbinde. Nur kahle Räume gefüllt mit Trauer. Manchmal fühle ich mich selber wie eine leere Hülle, ein Gefäss, das bis oben aufgefüllt wurde mit pechscharzer Trauer. Manchmal muss ich bei Stella malen, wie ich mich fühle. Ich komme mir dabei vor wie im Kindergarten, aber sie sagt, es helfe die Trauer zu verstehen. Sie sagt immer, dass ich die sie akzeptieren muss, die Trauer. Ich darf nicht

versuchen, sie zu vergessen oder sie zu unterdrücken. Ich muss sie rauslassen, mich ihr hingeben. Aber was soll noch von mir übrigbleiben, wenn die Trauer aus mir rausgeflossen ist? Was bleibt mir dann?

**Karim 5.** Ich weiss nicht, wie viel Zeit vergangen ist. Man hat mich mit einer Bahre weggetragen. Weg von den lachenden Engeln, den verzerrten Gesichtern, den knochigen Ästen, die den Himmel verdeckten. Jetzt liege ich im Krankenwagen. Neben mir Eli, sie hält meine Hand. Sie ist verschwitzt und klebrig vom Blut. Ich schäme mich, will nicht, dass Eli mich so sehen muss. An der Tür sitzt ein Sanitäter, aber ich kann meinen Kopf nicht heben, darum sehe ich ihn nur aus dem Augenwinkel. Vorhin hatte ich kalt, aber jetzt schwitze ich unter der Aluminiumdecke. Ich habe die Augen geschlossen, blinze aber immer wieder in die grelle Deckenlampe, um Elis Gesicht zu sehen, auch wenn es mich zerreisst. Die Filme lügen, niemand weint schön. Wer richtig weint, erstickt beinahe an seinem Schluchzen, erblindet an seinen Tränen. Ich will ihr verquollenes Gesicht trotzdem sehen, habe Angst, dass ich es zum letzten Mal sehe. Mein Mund ist trocken, ich fühle mich wie ein Verdurstender. Ich öffne meine Augen wieder, und merke, wie Eli vor der blendenden Lampe verschwimmt. Ich habe keine Kraft, um die Tränen wegzuwischen. Ich spüre, wie sie meine Hand fester drückt. Sie probiert zu lächeln. «Versuch an etwas anderes zu denken. Denk an uns, unseren Anfang. Oder träum von unserer Zukunft.» Ich schliesse die Augen wieder, lecke das Salz von meiner ausgetrockneten Lippe. Eli gibt mir einen warmen Kuss. Ich kann nur daran denken, dass es vielleicht unser letzter ist. Dann versinke ich in meinen Gedanken, meinen heilenden Erinnerungen.

Wir liegen nebeneinander auf dem Dach meines Blocks. Unsere Köpfe berühren sich, mein Ohr neben deinem. Mit dem anderen Ohr höre ich das beruhigende Rauschen der Strasse unter uns. Es ist eine dieser tropischen Nächte, der heisse Tag lastet noch immer schwer auf der Stadt. Die Steinplatten auf dem Dach sind warm, aber

hier oben, über der Stadt, weht ein angenehmer Wind. Der Himmel erstreckt sich über uns, die Sterne hängen tief über den Dächern, scheinen zum Greifen nah. «Stell dir vor, es gäbe keine Lichtverschmutzung, stell dir vor, alle Lichter würden, nur für diese Nacht, ausfallen.» Deine Stimme hört sich anders an als sonst, weil ich so nah bei dir bin. So muss sie sich für dich anhören. Ich nehme deine Hand, umschliesse deine Finger mit meinen. In der anderen halte ich noch immer den Joint. Ich hatte ihn fast vergessen. Jetzt nehme ich einen tiefen Zug. Meine Gedanken schweben mit dem weissen Rauch in den dunkelblauen Himmel, zurück bleiben nur die Gefühle. Du richtest dich auf und streckst die Hand aus. Ich gebe ihn an dich weiter. Du legst deinen Kopf in den Nacken und ziehst. Die Glut wirft einen schwachen Schimmer über dein Gesicht. Deine Sommersprossen sind meine Sterne, deine Augen funkeln in der Nacht. Du atmest aus, lächelst. Streichst durch meine Haare und legst dich wieder hin. Das Rauschen dringt jetzt aus weiter Ferne zu uns durch. Es gibt nur noch uns, und die Welt, die für uns existiert. Ich weiss nicht, wie lange wir so daliegen, habe das Gefühl für die Zeit verloren. Irgendwann fliegt eine Sternschnuppe vorbei. Ich sage nichts, denn ich weiss, dass du sie auch gesehen hast, spüre, dass du dir dasselbe wünschst wie ich. Ich stehe auf und ziehe dich hoch. Wir küssen uns lang, dann gehen wir runter.

Auf der Strasse ist es laut, wie eine Welle überrollt uns der Lärm. Wir wechseln die Strassenseite, stehen im Flimmerlicht der Bildschirme, die aus einem Elektronikgeschäft unsere Gesichter erleuchten. Türkises Meer, weite Strände, weisse Häuser zwischen Olivenhainen. Alles Klischee und viel zu kitschig. Wir gehen weiter, rennen fast. Heute Nacht ist die Stadt fremd für uns. Wir durchqueren den alten Teil. Am Lindenhof setzten wir uns auf die Mauer. Unter uns die dunkle Limmat, gegenüber die Stadt, die sich

leuchtend den Hang hinaufzieht. Der Himmel über der strahlenden Kuppel der Universität ist jetzt nicht mehr so klar. Die Wolkenmassen drängen sich über den Zürichberg, drücken auf die Giebel der Altstadt. An der Hitze ändern sie jedoch nichts, die Nacht ist noch immer schwül, die Schweissperlen glänzen auf deiner Stirn. Wir gehen weiter, überqueren die sanft dahinfließende Limmat, in der sich die Lichter der Schaufenster spiegeln. Wir rennen lachend über eine Kreuzung, die Autos rollen langsam an uns vorbei. Wir streifen durch die Altstadt mit ihren engen Gassen, alten Häusern und beleuchteten Schaufenster, in denen sich unsere Blicke verlieren.

Irgendwann kommen wir an die Strasse vor dem Hirschengraben, an deren Ecke sich ein kleiner Laden voller alter Lampen und Leuchten befindet. Alles glitzert und schimmert, funkelt und flimmert. Die Lampenschirme haben Muster und Mosaik, grüne, blaue und orange. Von der Decke hängen Kronleuchter mit Perlenketten und sprühenden Glassteinen. An den Wänden hängen Wandlampen mit violetten Lampenschirmen und stehen Stehlampen in den verschiedensten Formen. Vor uns auf der Fensterbank des Schaufensters steht ein kleiner Elefant mit erhobenem Rüssel aus Jade. Wie verzaubert stehen wir davor, lassen uns in diese Welt aus Licht saugen.

Die Wolkendecke hat sich nun über die Stadt geschoben und reflektiert ihr Licht, taucht die dunkle Welt in ein leichtes Rosa. Beim Central fallen die ersten schweren Tropfen. Wir haben weder einen Schirm noch eine Jacke. Bald regnet es in Strömen. Wir rennen über die Brücke und durch die verlassene Bahnhofstrasse. Deine Kapuze hilft nichts gegen den Regen, deine Haare kleben dir trotzdem auf deinen geröteten Wangen. Schreiend rennen wir an den Luxusgeschäften vorbei, lachen uns kaputt wegen der Preise.

Endlich Zuhause hängen wir unsere tropfenden Kleider über die Heizung, und gehen warm duschen.

Später im Bett lausche ich dem prasselnden Regen durch das offene Fenster. Es ist immer noch warm und zudem feucht. Du schläfst bereits auf meiner Brust, das weisse Laken raschelt auf deiner zarten Haut. Ich liege aber noch wach, rieche dein Haar und denke an den Tag, an das Leben. Der Regen beruhigt mich, wie er vom Asphalt hallt und ab und zu als feiner Sprühregen mein Gesicht besprenkelt.

**Ismael 2.** Ich muss jetzt immer Handschellen tragen, wenn ich mit dem Psychologen reden muss. Die ersten Wochen habe ich nie etwas gesagt. Ich sass dem schwächtigen Glatzkopf, dessen Augen mich verunsicherten, weil sie nicht, wie bei den anderen Aufsehern und Wärtern, unständig durch den Raum huschten, sondern mich durch die dicken Brillengläser fixierten, gegenüber und schwieg. Sie schienen mit ihrem hellen Grau die Oberfläche meiner dunklen Augen zu durchbrechen und tief in mein Inneres zu blicken. Es reizte mich, wie ein wildes Tier, dem man nicht direkt in die Augen schauen darf. Trotz meinem Schweigen hatte ich das Gefühl, dass er mit jeder Sitzung mehr über mich erfuhr. Es störte mich, dass er so viel über mich zu wissen schien, ohne dass ich etwas von ihm wusste.

Also begann ich nach einigen Wochen zu reden. Ich antwortete auf alle seine Fragen, erzählte ihm von Träumen und Ängsten, sogar von der Kindheit. Es waren jedoch nicht meine richtigen Ängste und Träume, nicht einmal meine wirkliche Kindheit. Ich machte mir ein Spiel daraus, jeden Tag eine neue Geschichte zu erzählen, einen weiteren Teil meiner Persönlichkeit zu erfinden. Ich sass immer noch im selben grellen Zimmer, mit denselben angeketteten Metallstühlen und demselben abstrakten Gemälde, das schief hinter dem unter der Neonröhre schimmernden Kopf des Psychologen hing, die grauen Augen konnten mich jedoch nicht mehr durchdringen. Er meinte es zwar zu tun, wie er leicht nach vorn gebeugt, wie um mich besser zu verstehen, die Hände, die aussahen wie die einer Frau, flach auf den schwarzen Tisch zwischen uns gelegt, mir gegenüber sass. Seine Augen dachten zwar immer noch, dass sie direkt in mein Inneres blicken konnten, ich hatte es jedoch mit der Hülle meiner erfundenen Persönlichkeit überdeckt.

Mittlerweile mochte ich die Stunden, weil sie meine düsteren Gedanken verdrängten. Es ging so weit, dass ich auch nachts an

neuen Geschichten feilte, und so meine schlafraubenden Gefühle vergass. Doch dann, während der gestrigen Stunde sagte Dr. Wilmar ganz beiläufig und ohne mich dabei anzusehen: «Lass das Ganze doch endlich und erzähl mir die Wahrheit über dich. Es kann dir helfen, ich weiss, wovon ich spreche.»

Es machte mich unglaublich wütend. Ich fühlte mich ausspioniert und der letzte Satz brachte meine Wut zum Überkochen. Ich sprang auf, packte den Tisch, an dem die beiden Stühle angekettet waren, und schleuderte ihn mit aller Kraft um. Dr. Wilmar fiel von seinem Stuhl, der ihn am Kopf traf und ihn mit einer stark blutenden Platzwunde und einer zerschmetterten Brille zurückliess. Nach dem lauten Krachen, das durch den ganzen Raum gehallt war, blieb ich ohne eine definierbare Gefühlsregung im Raum stehen. Zu meinen Fussfesseln kniete Dr. Wilmar über den Scherben seiner Brille und versuchte mit beiden Händen die Blutung über seiner Schläfe zu stoppen.

Eine gefühlte Ewigkeit tropfte das dunkle Blut geräuschlos auf die Scherben. Dann sprang die Stahltür auf, und zwei breit gebaute Wärter kamen in den fast schon friedlich stillen Raum gestürmt. Der grössere der beiden, der mich um zwei Köpfe überragte, drehte mir sofort den Arm auf den Rücken. Der stechende Schmerz liess mich aufschreien. Ich versuchte ihm vergeblich mit dem noch freien Ellbogen einen Schlag in die Leber zu geben. Er packte auch mein zweites Handgelenk mit seinen mächtigen Pranken und drehte es mir noch schmerzhafter auf den Rücken.

Sie führten mich einen langen Flur entlang, den ich noch nie gesehen hatte. Auf beiden Seiten säumten dicke Stahltüren mit Klappen die Wand. Die Klappen waren alle geschlossen, aber man musste meine Schritte hören, denn auf einmal dröhnten Schläge und Rufe durch den Gang. Die beiden Hünen links und rechts von

mir liefen unbeirrt weiter, ich war froh, dass ich eine eigene Zelle bekam.

Die Zelle war kleiner als meine vorherige. Ein Fenster hatte sie nicht, das Bettzeug hatte schmierige Flecken und ausser einer Kloschüssel in der hinteren Ecke war das Zimmer leer. Die Wände sowie der Boden waren aus weissen Kacheln, die das Licht aus den Röhren an der Decke unangenehm reflektierten. Der kleinere Wärter, der etwas untersetzt war und einen wulstigen Nacken hatte, schleuderte mich in die Zelle, so, wie ich zuvor den Tisch durch die Luft geschleudert hatte.

Ich setzte mich, die Knie angezogen, auf mein Bett und lehnte mich mit gekrümmtem Rücken an die Wand. Ich schloss meine Augen und konzentrierte mich darauf, nichts zu denken. Doch vor meinem inneren Auge sah ich immer wieder, wie auf einem alten Foto, den schwarzen Brunnen. Er türmte sich wie ein warnendes Monument vor dem dunklen Himmel auf, umringt von Blumen als Grabbeigaben. Ich hörte es immer lauter aus dem Brunnen plätschern, konnte das Wasser jedoch nicht erkennen. Obwohl sich etwas in meiner Brust zusammenzog und verkrampfte, trat ich näher an den Brunnen heran. Blut. Überall Blut. Es sprudelte aus dem Krug auf den Köpfen der Engel, floss über ihre Gesichter, Tränen aus dunkelrotem Blut, und reflektierte mein grausames Gesicht im Becken des Brunnens. Die Nacht setzte sich immer mehr zu einem Ganzen zusammen, die Fragmente kehrten zurück, wie nach einem Filmriss. Ich hob meinen Kopf und starrte an die Wand. Ich meinte, meine schemenhaften Umrisse sehen zu können in den Fliesen. Dann begann ich zu schreien.

**Luca 2.** Als ich wieder zu mir kam, sass meine Mutter an meinem Bett. Beziehungsweise es war gar nicht mein Bett. Es war auch nicht mein Zimmer, sondern eine Art Garderobe, die mit einem sterilen Vorhang vom restlichen Raum abgetrennt war. Ich sah sofort, dass sie geweint hatte. Ihre Augen waren gerötet und ihr Gesicht geschwollen. Es sah so aus, als hätte sie die Nacht auf dem Stuhl verbracht. Am Fussende des Betts, für das ich noch viel zu klein war, lag ihre Tasche, darüber ihre dünne Strickjacke. Sie lächelte mich müde und erleichtert an, und legte mir ihre kühle Hand auf meine glühenden Wangen. Die Luft schien still zu stehen hier drinnen, weshalb ich sie bat, das Fenster zu öffnen. Ein warmer Wind strich über meinen Nacken, von der Strasse hörte ich einen Hund bellen und ein Auto vorbeifahren, von weit weg dröhnte ein Rasenmäher. Bisher hatte meine Mutter noch nichts gesagt, doch jetzt blickte sie mir mit ihren kastanienbraunen Augen tief in meine und sagte mit ernstem, verzweifelmtem und gleichzeitig erleichtertem Ton: «Du darfst so etwas nie, nie mehr machen. Ich habe mir solche Sorgen gemacht! Du hättest tot oder im Koma sein können, wenn du Glück gehabt hättest, vielleicht nur gelähmt. Wir hatten solche Angst, dein Vater ist dich gestern Nacht überall suchen gegangen. Durch die ganze Stadt ist er gefahren und hat nach dir gerufen.»

Immer wieder öffnete ich meinen Mund, aber sie liess mich nicht zu Wort kommen. Also schloss ich ihn jedes Mal wieder und dachte dabei, dass ich wie ein Fisch an Land aussehen musste.

Ich war einmal mit meinem Vater fischen gewesen. An einem kleinen See in Italien. Wir hatten die Angeln aufgestellt und uns dann in den Schatten eines Baums gesetzt. Er hatte sein warmes Bier getrunken und ich an meiner Limonade genippt. Ich hatte es sterbenslangweilig gefunden, bis endlich ein Fisch anbiss. Ich war sofort aufgesprungen und zur Angel gerannt, um sie mit aller Kraft

aufzuziehen. Als ich den Fisch fast bis zum Ufer gezogen hatte, half mir mein Vater dabei ihn an Land zu holen. Es war ein grosser Fisch, damals reichte er von meinen Fingerspitzen bis zu meinem Ellbogen. Mein Vater hielt mir den zappelnden Fisch hin und forderte mich auf, ihm den Haken aus dem Mund zu ziehen. Als ich sah, wie dieser sich durch das weissliche Fleisch des Fisches bohrte, begann ich fürchterlich zu weinen. Mein Vater musste ihm den Haken rausziehen und ihn wieder in das trübe Wasser des Sees zurückwerfen. Seit diesem Tag war ich nie wieder fischen gegangen. Meine Mutter beendete ihre Rede gerade mit: «Aber zum Glück, padre in paradiso, hast du so fleissige Schutzengel, die auf dich hinunterschauen.»

Meine Eltern haben sich in Italien kennengelernt und kamen auf der Suche nach einem besseren Leben in die Schweiz. Seit fünfzehn Jahren arbeitet mein Vater als Maurer. Meine Mutter ist Putzfrau. Früher verstand ich nie, weshalb sie in andere Häuser ging, um zu putzen, statt bei uns zu Hause zu putzen. Ich war unglaublich müde. Ich lauschte den Sommergeräuschen, bis ich schliesslich wieder eindöste.

Als ich das nächste Mal aufwachte, sass ein Arzt mit schmalen Gesicht und olivfarbener Haut an meinem Bett. Er hatte eine Hakennase, die ihn wie einen meiner Verwandten aussehen liess, der er aber ganz bestimmt nicht war. Ich war mir auch ziemlich sicher, dass er kein Italiener war. Er streckte mir seine Hand entgegen und stellte sich als Dr. Hamid vor. Das Fenster hinter mir war wieder geschlossen, ich merkte es daran, dass ich die warme Luft nicht an meinem Nacken spürte. Ich bat ihn das Fenster zu öffnen, worauf er seinen langen Arm ausstreckte und den Strassenlärm wieder hineinliess. Es war Abend geworden, die Luft war weniger drückend und auf den Strassen war mehr los. Dr. Hamid erklärte mir in

ernstem Ton, dass ich mir das rechte Bein, zwei Rippen und das linke Handgelenk gebrochen hatte. Ausserdem hatte ich eine leichte Gehirnerschütterung und unzählige Prellungen und Stauchungen. Er sagte mir, dass ich sehr viel Glück gehabt hätte, aber von Schutzengeln sagte er nichts. Ich würde noch für zwei Tage im Spital bleiben müssen, und die restlichen Ferien würde ich im Rollstuhl und dann mit Krücken verbringen müssen. Ich schaute an die Decke und zählte die Fliesen, um nicht loszuheulen. Er sagte mir noch etwas von Schmerzmitteln und Nebenwirkungen, doch ich hörte ihm nicht mehr zu. Ich driftete wieder ab zu den Geräuschen, die ich zuzuordnen versuchte und schlief bald wieder ein.

Ich träumte von Ismael. Er stand auf einem hohen Berg, der bis über die Wolken ragte. Die Bergspitze war gerade so breit, dass er mit seinen zwei schmalen Füßen darauf stehen konnte. Er hatte seine Hände ausgestreckt, wie ein Vogel, der sich jeden Moment in die Lüfte stürzt. Ich sass in einem kleinen Flugzeug. Durch die Scheiben, auf denen sich Frostblumen gebildet hatten, sah ich auf das Wolkenmeer. Den Gipfel sah ich zuerst nur in der Ferne, doch dann entdeckte ich das Fernrohr, das vor mir im Sitz steckte. Ich fokussierte auf den Berg und erkannte Ismael, der mir eifrig zuwinkte. Doch plötzlich kam aus dem Himmel ein riesiger Greifvogel mit gebogenem Schnabel, wie ein Dolch, angeschossen. Er streckte seine Klauen nach Ismael aus und packte ihn damit an den Armen. Ehe er gekommen war, war er auch schon wieder in den dichten Wolken verschwunden. Ich schrie und schrie, aber die Leute im Flugzeug legten nur ihre Finger auf den Mund und gaben mir so zu verstehen, dass ich leise sein sollte.

**Eli 3.** Ich sehne mich nach dir. Nach dir und deinem Körper. Deiner warmen Haut und deinen weichen Haaren. Ich würde alles dafür geben, um nur noch einmal deine Hand zu halten.

Heute war ich nach der Therapiestunde so erschöpft, dass ich auf dem dicken Teppich eingeschlafen bin. Ich habe mich selbst an unseren Hund erinnert, der immer unter dem Fenster an der Heizung gelegen und im warmen Sonnenlicht gedöst hatte. Ich habe von dir geträumt.

Du lagst in meinem Schoss und ich habe dir durch die Haare gestrichen. Sie glänzten wie Gold und waren warm vom gelben Licht. Du warst nackt, ein Körper voller Licht. Ich strich über deinen Oberkörper, legte meine Hand auf dein Herz. Ich fühlte es leise pochen. Ich wusste, dass ich meine Hand nicht wegnehmen durfte, dass dein Herz sonst zu schlagen aufhören würde. Mein Blick glitt an deiner Brust hinab, über deinen Bauch zu deinen Leisten. Dort verharrte er kurz, dann schweifte er durch den Raum. Ein grosser Raum mit hoher Decke. Über dem gesamten Boden lag ein riesiges, strahlend weisses Leintuch. Der Raum hatte keine ersichtlichen Fenster und auch keine Lampen, aber dennoch war er hell, als würde die Sonne durch grosse Fenster scheinen. Mein Blick fiel wieder auf dich. Ich konnte deine Augen so von oben nicht sehen, es sah aus, als hättest du sie geschlossen. Nur deine langen Wimpern konnte ich sehen. Ich wusste nicht, ob du wach bist oder nicht. Mein Blick glitt wieder an deinem Körper entlang, doch diesmal noch ein Stück weiter. Ich konnte meinen Blick nicht mehr abwenden, ein unglaubliches Verlangen steuerte mich. Ich wusste, dass ich meine Hände nicht von deinem Brustkorb nehmen durfte, aber das Verlangen nach dir war unerträglich. Ich konnte es nicht unterdrücken, so fest ich es auch versuchte. Ich nahm meine Hände

von deiner Brust und liess sie über deinen Körper nach unten wandern.

Dann wachte ich auf. Ich suchte nach dir, blickte mich im ganzen Zimmer um. Als ich mir der Situation wieder bewusst wurde, weinte ich in den dicken Teppich. Er ist beige, hat die Farbe von warmem Milchkaffee, und sieht bei jedem Wetter schön aus. Ich weiss, dass er dir gefallen hätte, dass du gerne einen ähnlichen in unserer gemeinsamen Wohnung gehabt hättest. Aber ich habe die Hände von deinem Herz genommen, mich von meinem Verlangen verleiten lassen, und jetzt bist du weg. Für immer gefangen in diesem gesichtslosen Raum.

**Nils 2.** Der Vogel, den ich nicht sehen kann, schreit schon, obwohl es draussen noch dunkel ist. Ich mag Vögel, aber nicht, wie sie singen. Ich war einmal in einer Oper, da hat die Sängerin, sie war sehr dick und hatte einen Pelzmantel an, genauso schrill gesungen. Wäre es ein Film gewesen, wären die Scheiben zersprungen. Manchmal wäre ich gerne in einem Film. Dann könnte ich ab und zu weiter vorne im Script lesen und schauen, ob alles gut wird. Manchmal habe ich nämlich ziemlich grosse Angst vor dem Morgen. Vor dem Morgen am nächsten Tag, aber auch dem Morgen in vielleicht zwanzig Jahren. Ich hätte dann gerne eine Frau und Kinder, aber ich weiss nicht, ob ich Kinder haben kann. Eine Freundin hatte ich noch nie, ich habe noch nicht mal ein Mädchen geküsst. Auch wenn ich das gerne würde.

Ich stehe auf und schiebe die Vorhänge zur Seite. Bald wird es hell, hinter den Bergen am Ende des Sees strahlt es schon. Mein Zimmer ist wie die ganze Wohnung noch fast leer. Die Kartons und die Möbel mit all unseren Sachen sind noch nicht angekommen. Darum essen wir auf klapprigen Stühlen, die wir in einem Laden voller alter und gebrauchter Sachen gekauft haben, und auf einem aufklappbaren Campingtisch. Ich mag es, wenn die Wohnung so leer ist. Dann ist immer alles aufgeräumt und es steht nicht so viel Zeug rum. Mein Bett vermisse ich aber. Im Moment schlafe ich nur auf einer Matratze auf dem Boden unter dem Fenster. Wenn ich mit meinem Kopf ganz nahe an die Wand rutsche, kann ich in der Nacht den Himmel durch das Fenster sehen. Darum mache ich die Rollos nie runter, weil ich dann die Sterne nicht mehr sehen könnte. Einen kleinen Ausschnitt vom Baum vor unserem Haus sehe ich auch aus meinem Bett.

Ich öffne das Fenster und lehne mich hinaus. Ich kann den Vogel noch immer nicht sehen, dafür ist er jetzt leise. Ich ziehe mich an

und gehe in die Küche. Dort mache ich mir ein Müsli und setze mich auf den Balkon. Es ist noch kühl. Ich gehe rein und ziehe mir einen Pullover an. Ich habe nicht auf die Uhr geschaut, aber ich glaube, dass es noch vor sechs Uhr ist. Ich mag es, so früh wach zu sein. So friedlich wie kurz vor Sonnenaufgang ist die Welt sonst nie. Ausserdem ist es so früh morgens noch nicht so heiss.

Nachdem ich fertig gegessen habe, überlege ich mir zum Laden von gestern zu gehen. Aber dann fällt mir ein, dass Mama sich Sorgen machen könnte. Mama macht sich immer Sorgen. Manchmal habe ich es satt, dass sie mich wie ein kleines Kind behandelt, aber wenn ich traurig bin oder in der Schule gehänselt werde, bin ich dann wieder froh, wenn sie mich in den Arm nimmt und tröstet. Weil Mama sich Sorgen machen würde, bleibe ich einfach auf dem Balkon sitzen und tue lange nichts.

Irgendwann, nachdem die Sonne aufgegangen ist und es langsam wärmer wird auf dem Balkon, ziehe ich meinen Pullover und mein T-Shirt aus und gehe duschen. Ich reibe meinen ganzen Körper mit dem rauen Schwamm ab, von dem Mama immer sagt, dass es ein Stein ist. Bimsstein oder so ähnlich. Ich glaube ihr aber sowieso nicht, dass es ein Stein ist. Aber ich mag die raue Oberfläche. Nach dem Duschen schaue ich mir im beschlagenen Spiegel meine vereinzelt Haare am Kinn an. Manchmal wünsche ich mir, dass ich einen richtigen Bart hätte und schon erwachsen wäre. Dann wüsste ich schon, wohin mein Leben gehen wird. Ich bin froh, dass noch Sommerferien sind, weil ich mag es nicht zur Schule zu gehen. Von manchen Leuten werde ich dort gehänselt und auch die Lehrer mag ich nicht. Die anderen Jugendlichen finden es lustig mein Schreibzeug zu verschieben oder zu verstecken. Ich richte es dann jedes Mal wieder, schiebe alles wieder an seinen richtigen Ort und in die richtige Position. Einmal bin ich wütend geworden, als sie das

getan haben. Ich habe einen Bleistift genommen und einem von ihnen in den Oberarm gerammt. Beim Rausziehen ist die Spitze abgebrochen und in seinem Arm stecken geblieben. Ich fand das lustig, aber er hat geweint. Zuerst habe ich gelacht, aber dann hat mir meine Lehrerin gesagt, dass man nicht lacht, wenn jemand weint. Die Lehrerin war sehr nett, aber ich habe ihren Namen vergessen, weil das schon so lange her ist. Ich wurde dann von der Schule geworfen. Die anderen alle nicht, obwohl sie doch mit allem angefangen hatten.

Irgendwann halte ich es nicht mehr aus. Draussen ist es immer noch kühl, aber nachher wird es wieder heiss, dann will ich nicht mehr raus, ausser vielleicht an den See. Ich schreibe einen Zettel und lege ihn auf die Kommode, die wir am Strassenrand gefunden haben. Ich ziehe meine Schuhe an und gehe schnell die Treppen runter. Das Treppenhaus hat mir in Berlin besser gefallen. Da haben wir nämlich in einem alten Haus gewohnt. Das ganze Treppenhaus war aus dunklem Holz und unten in der Eingangshalle hatte es einen Kronleuchter, bei dem aber nur etwa die Hälfte der Glühbirnen funktionierten. Ich trete vor das Haus und biege dann beim Riss links ab. Ich laufe die Strasse entlang, ohne Ziel. Langsam wird es heller, die Rollos werden hochgezogen und Fenster werden geöffnet. In manchen Strassen liegen Schienen im Asphalt, von oben müssen sie aussehen wie dünne Schlangen. Sie glänzen im ersten Licht. Wenn einer dieser Züge drüberfährt, quietscht es metallisch. Das Geräusch ist sehr hoch, aber irgendwie gefällt es mir. Ich laufe eine Zeit lang den Schienen nach, aber dann biege ich in eine Seitenstrasse ein und spaziere weiter in Richtung Hang, vom See weg. Ich komme an einem Innenhof vorbei, in dem ein kleiner Baum steht, dessen Blätter sich aber über den ganzen Hof beugen. Die Blätter leuchten sattgrün. Am Kiesboden entsteht durch die

vereinzelt Sonnenstrahlen, die es schon in den Innenhof schaffen, ein Muster aus Schatten und Licht. In der kurzen Einfahrt, ein kleiner Tunnel, die in den Hof führt, ist bunt und gross etwas geschrieben. Die Schrift ist aber ganz in sich verschachtelt, darum kann ich nur drei Buchstaben lesen. Langsam wird es wärmer. Die Sonne steigt immer höher. Von dort, wo ich jetzt bin kann ich die Berge und den See nicht mehr sehen. Das verunsichert mich. Ich laufe noch weiter nach oben, weil ich hoffe, dass ich von dort den See wieder sehen kann. Dann weiss ich vielleicht auch wieder, wo unser Haus ist. An einer alten Tankstelle, die überhaupt nicht hier hinpasst, bleibe ich stehen. Ich schaue mir die Tankstelle lange an. Über den Tanksäulen steht in grossen, hellblauen Buchstaben ein Name, der mir, sobald ich das Gebäude betrachte, wieder entfällt. Die kleine Tanke hat nur zwei Stationen zum Auftanken, und sieht aus, wie aus einem Western. Ich wünschte ich hätte einen Cowboyhut, dann würde ich mich gerne vor dem Häuschen auf den Boden setzen. Aber so, ohne Hut, komme ich mir blöd vor. Ich setze mich aber trotzdem davor auf den Boden, damit ich überlegen kann. Ich denke lange nach, was ich jetzt tun könnte, aber meine Gedanken schweifen immer ab. Wenn ich sie dann wieder einfange, weiss ich schon nicht mehr, an was ich gedacht habe.

Langsam steigt Panik in mir auf. Sie schleicht sich von hinten an mich ran. Sie versteckt sich eine Zeit lang hinter mir, wartet darauf, dass ich mich umdrehe, damit sie mich erschrecken kann. Ich zwinge mich, mich nicht umzudrehen, nicht an sie zu denken. Aber irgendwann wird es ihr zu blöd, und sie wirft sich einfach auf mich. Tränen steigen mir in die Augen, weil ich mich so aufgeschmissen fühle, und nicht weiss, was ich tun soll. Wenn ein Auto vorbeifährt, schaue ich zur Seite oder tue so, als würde ich etwas sehr Spannendes bei meinen Füßen betrachten. Ich weine nie vor anderen Leuten,

schon gar nicht vor Fremden. Darum ist es mir umso unangenehmer, als eine ältere Frau kommt und die Tür zum Laden aufschliesst. Sie fragt mich, warum ich weine, und ob sie mir helfen kann. Sie ist nett und hat ein liebes Gesicht. Zuerst kann ich nicht antworten. Manchmal bleiben mir die Worte im Hals stecken. Ich sage dann: «Ich... Ich hab' mich verlaufen. W... Wir... Wir sind neu in der St... Stadt. Und jetzt finde ich nicht mehr nach Hause.» Sie schaut mich mit ihren grossen Augen an. Sie sind trüb, aber irgendwie besonders. Ich schaue wieder auf den Boden zu meinen Füßen. Mein rechter Turnschuh hat ein Loch bei meinem grossen Zeh. Der rechte Zeh drückt immer gegen die Schuhe, darum haben alle meine rechten Schuhe dort ein Loch. «Weisst du denn die Telefonnummer von euch?» Ich weiss sie nicht. «Hmm, weisst du wo ihr in etwa wohnt? Vielleicht finden wir dein Haus ja, wenn wir in der Gegend rumfahren.» Ich sage ihr, dass wir in der Nähe des Sees wohnen, und dass unser Haus ganz türkis ist. Eigentlich darf ich nicht einsteigen bei Fremden, aber die Frau sieht sehr freundlich aus, und ausserdem bin ich viel grösser als sie. Und was soll ich denn sonst tun? Ich laufe ihr nach. Hinter dem Häuschen, in dem der Laden ist, ist ein kleiner staubiger Garten. Es hat ein Gehege in dem Hühner rumlaufen. Daneben steht ein altes, grünes Auto. Ich steige nach ihr ein und setze mich auf den Beifahrersitz. Vom Spiegel hängt ein Traumfänger, vor dem Lenkrad sitzt ein Hund, der bei jeder Erhebung der Strasse mit dem Kopf wippt. Wir fahren in Richtung See und ab und zu kommen mir die Häuser bekannt vor. Irgendwann fällt mir ein, dass ich vom Spital zu uns finde. Ich sage es ihr und sie fährt direkt zum Spital. Sie lässt mich auf dem Parkplatz der Krankenwagen raus. Ich bin sehr erleichtert. Ich bedanke mich bei ihr und schaue ihr sogar nochmal in die grossen Augen.

**Karim 4.** Ich habe die Augen immer noch geschlossen. Ich spüre, wie der Krankenwagen durch die Nacht gleitet. Spüre jede Ampel, an der er hält und jede Kurve, die er nimmt. Ich habe die Augen geschlossen, aber spüre, dass Eli meine Hand noch immer fest mit ihrer umschliesst, dass sie noch immer zittert vor Weinen. Ich denke daran, wie ich das erste Mal vor ihr geweint habe.

Es war im Winter, die Nacht klirrend kalt. Ich hatte wenig geschlafen, aber ich wollte nicht allein Zuhause sein, während Eli mit ihren Freunden unterwegs war.

Als ich an der Kirche bei der Enge ankam, tummelten sich die Leute auf dem Platz davor. Laute Technomusik übertönte die Gespräche über Drogen und Schlägereien. Ich versuchte mich an einigen Gesprächen zu beteiligen, schaffte es aber nicht. Die Gespräche verebbten, wenn ich mich dazustellen, die kleinen Gruppen lösten sich auf und bildeten sich woanders neu. Jemand reichte mir ein Bier, ich stürzte es hinunter, obwohl es mich schüttelte. Die Leute standen dicht aneinandergedrängt, aus ihren Mündern stiegen helle Wölkchen. Obwohl niemand tanzte, war die Musik zu laut, um sich zu unterhalten. Ich hatte Lust zu tanzen, traute mich aber nicht. Ich fand einen Kasten Bier, der unbeaufsichtigt auf der Mauer der Kirche stand, und nahm mir zwei Flaschen. Auch diese leerte ich in kurzer Zeit. Mein Magen war voll, den bitteren Geschmack wurde ich nicht mehr los. Ich fror und merkte, dass ich krank wurde. Mein Hals schmerzte, meine Nase juckte und lief. Ich war wütend. Aber noch schlimmer, ich spürte, dass ich traurig werden würde. Ein dumpfes Gefühl in meinem Brustkorb und ein Ziehen in meiner Magengrube kündigten die grosse Traurigkeit an, die mich hin und wieder überfiel.

Ich stand gerade bei einer Gruppe, leicht hinter den anderen, als plötzlich jemand über die Musik schrie, dass die Bullen da seien. Sofort rannten alle los. Ich stürzte, schürfte mir die Hand auf dem Kiesplatz, strich das Blut an meiner Daunenweste ab. Ich rannte die grossen Stufen, die zur Kirche führten, hinunter, stolperte noch einmal, konnte mich im letzten Moment aber noch fangen, und rannte durch einen kleinen Park, der zur Kirche gehörte in Richtung Bahnhof. Mir war kalt, meine Hand brannte und mir wurde langsam schlecht von dem vielen Bier in dieser kurzen Zeit.

Ohne mich von jemandem zu verabschieden, machte ich mich auf den Weg zu Eli. Ich stolperte durch einige Strassen, durch die ich noch nie gegangen war und kam schliesslich durch eine grelle Unterführung zum Bahnhof Wiedikon. Mir war schlecht. Ich ging in eine Seitenstrasse und setzte mich an die Wand eines hohen Hauses, die kahl in den tristen Himmel ragte. Ich kippte den Inhalt meiner Tasche vor mich auf den Boden, wusste aber schon nicht mehr, wonach ich suchte. Ich lehnte mich an die Wand, schaute in den Himmel. Merkte, wie Leute an mir vorbeiliefen, mich anstarrten und wohl dachten, dass ich drogenabhängig sei. Ich wollte weinen, aber konnte nicht. Irgendwann übergab ich mich. Ich würgte, kratzte meinen Hals auf, kotzte das ganze Bier neben mich. Schliesslich stand ich mit wackligen Beinen auf, packte mein Zeug zusammen und ging zum Bus, der vor dem Bahnhof stand. Es war der letzte Bus, der zu Eli rausfuhr.

Im Bus war es wärmer, aber ich fror trotzdem. Ich war traurig. Der Bus setzte sich in Bewegung, trieb langsam durch die Stadt. An torkelnden und schreienden Jugendlichen vorbei, durch die Langstrasse mit ihren Nutten, die vor den Bars standen und den Junkies, die sich in den dunklen Hauseingängen die nächste Spritze setzten und von den Parkbänken Lines zogen. Ich schaute sie nicht

mal richtig an, starrte nur durch die beschlagenen Scheiben ins Nichts, sank tiefer in meinen Sitz, ertrank in der Nacht. Die Welt und meine Gedanken von dunkler Tinte durchtränkt. Ich hörte Musik, die mich traurig machte, ich wusste nicht was, aber es erinnerte mich an Eli. Ich hatte Angst, dass ich mich verlor. Die Stadt zog jetzt still an mir vorbei, nur die Lichter streiften matt mein Gesicht.

An der Endstation stieg ich aus. Draussen war es noch kälter als zuvor. Ich hatte Tränen in den Augen, aber fühlte mich stumpf. Sie umarmte mich stumm, ich drückte mein Gesicht in ihre Schulter. Wir gingen schweigend bis zu ihr, nur ich zitterte. Sie gab mir ihre Handschuhe, zog sie mir über die steifen Hände. Bei ihr war es endlich warm, richtig warm. Ich legte mich in ihr Bett, verkroch mich unter ihrer schweren Decke. Sie brachte mir Tee, legte ihren Kopf schief und schaute mich mit ihren dunklen Augen an, blickte direkt in mein aufgewühltes Inneres. Ich wischte meine Tränen weg, aber es folgten weitere. Sie setzte sich zu mir, zog meinen Kopf in ihren Schoß. Ich weinte. Sie hielt mich fest, strich über meinen Kopf. Sie sagte nicht, dass alles gut werden würde, sie sagte nicht, dass ich aufhören solle. Sie sagte nichts, hielt mich nur, bis meine Tränen aufgebraucht waren, bis ich aufgehört hatte zu zittern.

**Eli 4.** Im Zimmer war es schummrig. Ich hatte die Vorhänge zugezogen. Der hellblaue Himmel machte mir Kopfschmerzen und stimmte mich traurig. Am liebsten wäre ich in ihn gesprungen und darin ertrunken.

Ich hatte zum ersten Mal seit deinem Tod eines deiner Notizbücher gelesen. Mit zitternden Beinen sass ich schluchzend auf der Bettkante und las. Ich fuhr mit den Fingern über die Buchstaben, folgte jeder Linie, als würde ich sie schreiben. Dort wo meine Tränen auf die gelblichen Seiten tropften, wellten sie sich leicht. Manchmal weinte ich so stark, dass sich das Papier beinahe auflöste und ich deine krakelige Schrift auf der nächsten Seite durchschimmern sah. Ich schlug das Buch zu und hörte mir beim Weinen zu. Im Spiegel, der mir gegenüber an der Wand hing, sah ich mein verzerrtes, gerötetes Gesicht. Ich sah schlecht aus. Aber für wen hätte ich auch gut aussehen sollen. Es gibt niemanden mehr, niemanden, für den es sich lohnen würde, für den ich mir Mühe geben muss. Ich fühle mich wie eine Sanduhr, durch die jeden Tag der Sand rieselt, nur um am nächsten Tag wieder umgedreht zu werden, damit alles von vorne beginnt. Ich warte nur darauf, dass ich irgendwann nicht wieder umgedreht werde, darauf, dass auch meine Zeit irgendwann abgelaufen ist.

Während ich so auf dem Bett sass und meine bleichen Knie im Spiegel betrachtete, dachte ich zum ersten Mal seit der Beerdigung an meinen Tod. Bisher hatte ich gar keine Zeit gehabt, um an meinen Tod zu denken. Ich war beherrscht worden durch dein Gehen, dein Fehlen. Dein Tod hatte meinen Kopf leergefegt und Platz gemacht für die dunkelblaue Traurigkeit und den schwarzen Schmerz. Ich musste mich heute in der Therapie wieder selbst ausmalen. Normalerweise male ich immer einen kleinen Funken rot oder orange, manchmal auch grün oder violett. Einen kleinen

Funken Licht, einen kleinen Funken Hoffnung. Aber heute bin ich nur blau und schwarz. Mein Kopf ist düster, die Lungen sind es auch. Vielleicht fällt es mir darum so schwer Luft zu holen, vielleicht schmerzt darum jeder Atemzug. Mein Bauch und das Herz sind dunkelblau, wie das peitschende Meer an der Küste Frankreichs, an der wir letzten Herbst waren. Von dort verteilt es sich im ganzen Körper und wird dabei immer heller.

Ich weiss nicht, wie ich von meinen blassen Knien auf den Tod kam, womöglich haben sie mich an ein Skelett erinnert, aber jetzt dachte ich an ihn. Wie ein Schattenmonster aus der Kindheit war er unter dem Bett hervorgekrochen und hatte sich um mich gelegt. Ohne in den Spiegel zu blicken, denn das fühlte sich an, als würde ich mich selbst betrügen, dachte ich daran, wie einfach es wäre, mir das Leben zu nehmen. Der ganze Schmerz und all die Gefühle wären weg.

All die Gefühle. Will ich denn, dass all meine Gefühle für dich verschwinden? Will ich denn, dass ich nichts mehr für dich empfinde, dass ich nicht mehr leide? Sich nicht mehr alles verkrampft, wenn ich deinen Namen höre? Aber es wäre so einfach. Vielleicht würde ich sogar zu dir in den Himmel kommen. Aber glaube ich überhaupt an den Himmel? Kommt nach dem Tod überhaupt noch etwas? Das einzige, das mir bleibt von dir, von uns, vom Leben, sind meine Gefühle und Erinnerungen. Will ich all das aufgeben?

Ich schaffte es, trotz der unglaublichen Müdigkeit, die mich bei diesen Gedanken überfiel, aufzustehen und die Vorhänge aufzureissen. Draussen erstickte die Hitze die Stadt, verschluckte alle Geräusche. Ich schlüpfte in meine Sandaletten und öffnete leise die Tür. Es fühlte sich an, als würde ich etwas Verbotenes tun, als würde ich ausbrechen, weil ich mein Zimmer immer nur zu den Therapiestunden verlasse. Ohne ein Geräusch zu machen, schlich

ich über den Linoleumboden und trat dann ins Treppenhaus. Hier hallte jeder Schritt. Ich nahm immer zwei Stufen auf einmal und drückte ein Stockwerk weiter unten die Notfalltür auf. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass sie aufgehen würde, aber so musste ich mich nicht bei der Rezeption abmelden. Es stört mich, dass ich wie ein kleines Kind oder eine psychisch Gestörte behandelt werde.

Ich stand nun also im fünften Stock des hohen Gebäudes und blickte durch das Gitter der Feuerleiter nach unten. Die Klinik liegt an einer ruhigen Strasse am Zürichberg, mitten in einer grossen, geschwungenen Kurve. Ich hatte die Wahl, entweder nach unten in Richtung Stadt oder der Strasse nach oben folgen in Richtung Wald. Ich entschied mich dazu, in den Wald zu gehen, und merkte erst, während ich lief, dass ich mein Lederbüchlein mitgenommen hatte. Schon bald klebten mir die Haare an der Stirn und mein Nacken wurde feucht vom Schweiss. Ich hielt kurz inne, klemmte mir das Buch zwischen die Beine und band mir die Haare zu einem Dutt zusammen. Ein Weg mit unzähligen flachen Steinstufen führte im Schatten überhängender Hecken und Büschen in den Wald. Immer wieder versuchte ich einen Blick in die prächtigen Gärten der anliegenden Häuser zu werfen. Glitzernde Pools und gleissende Fensterfronten, knallgrüne Rasen und akkurat geschnittene Bäumchen neben verwilderten Lavendelsträuchern, grossen Apfelbäumen und mit Seerosen bedeckten Teichen, so reihte sich ein Garten an den anderen, jeder in seiner Weise besonders. Ich hatte ganz vergessen, wie gut mir etwas Bewegung und frische Luft tut.

Im Wald herrschte wieder Leben. Überall summt und zwitscherte es. Durch das grüne Blätterdach blitzte immer wieder der blaue Himmel und im Schatten der Bäume war es angenehm warm. Ich spazierte eine Zeit lang durch den Wald, nur darauf bedacht tief ein-

und auszuatmen. Jetzt sitze ich auf einem umgestürzten Baumstamm und schreibe in wackliger Schrift auf meinen Oberschenkeln diesen Eintrag. Ich glaube es hilft mir wirklich, in das Buch zu schreiben. Dadurch fühle ich mich näher bei dir. Manchmal fühlt es sich fast so an, als würdest du neben mir sitzen und mir dabei zuhören, wie ich von meinem Tag erzähle. Ich wäre gerne mit dir hierhergekommen. Es ist eine sehr kleine Lichtung, über die sich quer der Baum gelegt hat. Auf der Lichtung blüht es überall, der Boden ist übersät mit bunten Wildblumen. Die Bäume, die die Lichtung säumen, schirmen die Welt fast genauso gut ab, wie der Friedhofsbaum. Ich wünschte, ich hätte den Ort schon früher kennengelernt, aber irgendwie bist du trotzdem mit mir hier.

**Luca 3.** Als ich aufwachte lag seine braungebrannte, kleine Hand auf dem blütenweissen Bettlaken. Er hatte sie mit geöffneter Handfläche nur einige Fingerbreit neben meine gelegt, wie um zu zeigen, dass er da war, mir aber nicht zu nahetreten wollte. Ich wendete meinen Blick von seiner Hand ab und richtete ihn auf sein Gesicht. In seinen dunkelbraunen Augen lag eine Traurigkeit, wie ich sie noch nie bei ihm gesehen hatte. Ich wusste, dass er mich angesehen hatte, während ich geschlafen hatte. «Wie lange sitzt du schon hier?» Er antwortete nicht sofort. Stattdessen zog er, als wäre er erschrocken über seine Nähe, schnell die Hand vom Bett und schaute aus dem Fenster. Seine Augen waren auf eine bestimmte Sache fixiert, blickten starr geradeaus. Es war unglaublich still, man hörte nur, wie sich die dünne Decke bei meinen Atemzügen hob und senkte. «Was siehst du?» Ohne seinen Blick abzuwenden sagte er mit sanfter Stimme: «Vor dem kleinen Laden gegenüber sitzt ein älterer Mann mit einem Zahnstocher im Mund und weint. Davor läuft eine alte Frau durch, sie läuft ganz gebückt, und sie hat zwei Stöcke, auf die sie sich stützt. Jetzt hält sie an und reicht dem Mann ein Taschentuch. Sie lächelt, und er lächelt schwach zurück. Ich glaube, er ist sehr traurig. Vielleicht sollten wir später etwas bei ihm kaufen, um ihn aufzumuntern. Es ist traurig, aber irgendwie auch unglaublich schön. Ich glaube, so ist das Leben.»

Es war, als hätte eine andere Stimme durch ihn gesprochen, so hatte ich ihn noch nie erlebt. Ich schaute ihn lange an, prägte mir jede Stelle in seinem Gesicht genau ein. Die kurzen, schwarzen Haare, das Muttermal, das an seiner Schläfe unter ihnen hervorblitzte, sein linkes Ohr, das ein wenig weiter abstand als das rechte, der feine Flaum, der sich über seine Wangen zog, die vollen Lippen, die älter wirkten als der Rest seines Gesichts. Als er seinen Blick wieder auf mich richtete, schaute ich beschämt auf die Decke. Er lachte kurz,

das helle, unbeschwerte Lachen, dann schaute er mich ernst an. «Du bist nicht ich. Du bist nicht ich und wirst es auch nie sein. Du musst es auch nicht sein. Du musst du selbst werden, dann wird auch deine Zeit kommen.» Ich lächelte zaghaft, wollte ihm nicht widersprechen. Ich fühlte mich, wie immer in seiner Gegenwart, klein und nicht ganz ernst genommen, was nichts mit seinem Verhalten zu tun hatte, sondern nur damit, dass ich mir neben ihm selbst dieses Gefühl gab. Ismael fragte mich, wann ich zuletzt draussen gewesen war, aber ich wusste nicht einmal, welcher Tag es war. Er schob den Vorhang zur Seite und verschwand dahinter. Nach kurzer Zeit kam er mit strahlendem Gesicht zurück und zog stolz wie bei einem Theater den Vorhang zur Seite, um die Sicht auf einen Rollstuhl freizugeben. Ohne mich nach meiner Meinung zu fragen, schlug er meine Decke auf und hievte mich aus dem Bett in den Rollstuhl. Trotz seiner dünnen Arme war er erstaunlich stark. Er fuhr mich bis zur Tür des Zimmers und spähte dann den Korridor hinauf und hinunter. Als er sich sicher war, dass die Luft rein war, schob er mich mit schnellen Schritten, er rannte fast, den langen Flur bis zum Aufzug hinunter. «Rauf oder runter?»

Von der Dachterrasse sah man auf die Dächer des Quartiers. Es war eine schöne Gegend und wir sagten beide, dass wir später gerne hier wohnen würden. Der Gedanke machte mich melancholisch.

Damals hatte das Gefühl noch keinen Namen für mich, aber es überkam mich immer, wenn ich ans Erwachsensein dachte, oder daran, dass der Sommer bald zu Ende gehen würde. Von vielen Dachterrassen stieg weisser Rauch in den dämmrigen Himmel. Über der ganzen Stadt lag der Geruch von Fleisch und gegrilltem Gemüse. Aus den Innenhöfen hörte man Gelächter und Kindergeschrei. Der indigoblaue Himmel schien zum Greifen nahe. Ich legte meinen Kopf in den Nacken und versank im Blau. Ismael tat es mir gleich. Wir suchten nach Sternbildern, aber es waren noch keine zu sehen. An diesem Abend auf der Dachterrasse des Spitals sprachen wir sehr wenig. Trotzdem fühlte ich mich Ismael davor und danach nie so nah. Langsam verschwand die letzte Wärme aus den Steinen und ich begann in meinem Spitalkleid zu frösteln. Ismael zog sich seine dünne Jacke aus und legte sie mir über die Schultern, meine Wangen glühten. Wir schauten beide über die Dächer, die sich in der Ferne verloren, nur ich schaute immer wieder aus dem Augenwinkel zu ihm auf.

Als er ging, war es bereits zehn Uhr. Ich richtete mich im Bett auf und schaute über die hochgefahrene Kopflehne auf die Strasse unter dem Fenster. Im letzten Abendlicht wurde die zierliche Silhouette Ismaels immer kleiner, in der Hand hielt er eine Packung Süßigkeiten vom Laden des weinenden Manns.

**Eli 5.** Der Sommerregen schwemmt die Blumen davon, die Gewitterwolken verdunkeln den Himmel. Die grossen Tropfen stürzen zu Boden, um auf dem warmen Asphalt zu verdampfen. Bald ist die Luft kühl und feucht.

Einmal, als wir in unserem Ferienhaus am Neuenburgersee waren, hatte es von einem Moment auf den nächsten genauso gewittert. Über dem See hatten sich lange Kumuluswolken dunkel übereinander getürmt, waren wie Kriegsschiffe über die Felder gezogen. Wir waren im kleinen Häuschen, hörten Musik und lagen unter einer Strickdecke auf dem Sofa. Im Frühling war es noch ziemlich kalt, und die Heizung funktionierte nicht. Als wir jedoch sahen, wie sich der Himmel verdüsterte, zogen wir schnell unsere Badesachen an, unsere Regenjacken drüber und setzten uns auf die Fahrräder. Wir fuhren über den lehmigen Schotterweg, der sich in kürzester Zeit zu einer Schlammspur verwandeln sollte, aus dem Wald in Richtung des Städtchens. Vor dem dunkelgrauen Himmel sah die Burg auf dem Hügel über der Stadt bedrohlich aus. Wir fuhren um die Burg herum, waren wie die Luft elektrisiert von der Stimmung. Plötzlich, als wir die Fahrräder gerade über einen schmalen Feldweg schoben, begann es zu strömen. Innert Minuten waren wir klatschnass. Die Regentropfen prasselten auf unsere Gesichter. Wir lachten und lachten, drehten uns im Kreis, die Arme von uns gestreckt. Irgendwann wurden aus den Regentropfen kichererbsengrosse Hagelkörner. Wir zogen die Jacken aus und wickelten sie uns um den Kopf, um nicht von den Hagelkörnern getroffen zu werden.

Langsam begannen wir zu frösteln. Doch so schnell wie der Regen gekommen war, verschwand er auch wieder. Die Wolkenschiffe zogen weiter. Der Himmel kam mir so unendlich weit vor, wie er sich über die Felder, den See und die Hügel erstreckte, wie er sich

über die ganze Erde spannte. Wir waren so klein, so klein und unbedeutend.

Doch jetzt ist der Himmel tief, erdrückt mich mit seiner Last. Die Luft ist gefüllt mit Wasser, bei jedem Atemzug füllen sich meine Lungen. Ich ertrinke. Damals waren wir klein und unbedeutend, doch die Welt lag uns zu Füßen. Doch dann gingst du, und mit dir meine Welt. Du warst nicht mehr unbedeutend, sondern alles für mich. Du warst alles für mich, und auf einmal nichts.

**Nils 3.** Als ich auf dem Rückweg vom kleinen Laden ein paar Strassen weiter war, hat es plötzlich begonnen zu regnen. Zuerst waren es nur lauter schwarze Punkte auf dem warmen Asphalt, aber schon bald war der Regen so stark, dass alles nass wurde. Die Strasse war schon ganz dunkel vom Wasser und auf der Seite flossen kleine Bäche in Richtung Kanalisation. Ich rannte also zum nächsten Fachgeschäft, das ein Vordach hatte, das über den Fussgängerweg ragte.

Plötzlich tritt sie einen Schritt nach vorne. Ich habe sie vorhin nicht bemerkt, der Regen hat mir die Sicht genommen. Heute morgen war es noch so warm und hell, und jetzt ist es so dunkel und nass. Kalt ist es noch nicht, aber wahrscheinlich bald. Das Dach ist ein Wellblechdach. Um uns ist es unheimlich laut, der Regen trommelt auf das Dach. Der Lärm pocht in meinen Ohren, aber er und die Regenstriemen schirmen uns von der Welt ab, das finde ich schön. Es gibt nur noch uns zwei unter diesem Dach. Ich schaue lange in den Regen, wie ein Bach giesst es vom Himmel. Man sieht nicht mal mehr auf die gegenüberliegende Strassenseite. Ein Auto fährt vorbei, es rauscht und etwas Wasser spritzt aus einer grossen Pfütze auf mich. Sie kichert. Ich drehe mich um und schaue sie zum ersten Mal richtig an. Sie lächelt. Ich versuche zurückzulächeln, aber ich glaube es ist nur ein schiefes Grinsen. Sie lehnt an der Wand, auch eine Einkaufstüte in den Händen vor ihrer Brust. Ihre nassen Strähnen nehmen ihr die Sicht. Sie wischt sie mit ihrer linken Hand aus dem Gesicht, in der rechten balanciert sie die Tasche. Alles tropft. Es tropft von meiner Nase, aus meinen Haaren, und um mich herum hat sich eine kleine Pfütze gebildet. Ihre Kleider sind auch pitschnass. Sie kleben an ihr. Aber sie hat keine Schuhe an, die sich vollsaugen können, sondern grüne Flipflops. Wir sind wie das

Strandgut an der italienischen Küste, und das Vordach ist unsere Insel.

Mir fällt plötzlich auf, wie lange ich sie schon angeschaut habe. Ich schaue schnell weg, und merke, wie ich rot werde. Nach kurzer Zeit schaue ich aber wieder zu ihr. Etwas hat mich gefesselt. Sie steht an der Wand, fast auf Zehenspitzen. In ihren langen, dünnen Armen hält sie immer noch die Tasche, wie ein Schild vor ihrer Brust. Ihre Haare fallen ihr über die Schultern, kleben an ihrer Stirn, aber es sind ihre dunklen Augen. Sie funkeln wie die Nacht in Asien. Und plötzlich spreche ich sie an. Ich erschrecke selbst vor meiner Stimme, die so unerwartet gegen den Lärm ankämpft, und erwarte von ihr dieselbe Reaktion. Aber sie lächelt nur wieder. Ihr linker Eckzahn ist abgebrochen, sieht aus wie bei einem kleinen Vampir. «Hey, ich bin Sophie. Freut mich dich kennenzulernen.» Mir gefällt ihre Stimme, und vor allem ihre Aussprache. Sie rollt das R mit ihrer Zunge oben am Gaumen. Wir sprechen ein wenig, ich erzähle ihr, dass ich gerade erst aus Deutschland hierhingezogen bin. Irgendwann stellt sie ihre Tüte auf den Boden. Sie hat einen kleinen Riss an der Seite. Ich sage es ihr und sie nickt ernst. Ihr weisses T-Shirt ist auch ganz nass, bis auf die Stelle, an der sie die Tasche gehalten hat, dort ist es ein bisschen weniger nass. An manchen Stellen schimmert ihre Haut durch den Stoff. Das macht mich nervös. Ich zupfe an meinen Fingerhäuten. Ich nehme den Daumen kurz in den Mund, als sie gerade auf die Strasse schaut. Jetzt blutet er. Es ist mir peinlich, darum stecke ich die Hand in die Hosentasche. «Ich glaube der Regen lässt langsam nach. Hoffentlich wird es bald wieder schön, ich wollte heute noch schwimmen gehen.» Ich schaue auch auf die Strasse und halte kurz die Hand in den Regen. Ich finde nicht, dass er schwächer geworden ist. «Ich war noch nie im See, seit wir hier sind.» Sie reisst ungläubig die Augen

auf und macht eine abwertende Handbewegung. Ich glaube, sie kann es nicht glauben. «Es ist der heisseste Sommer und du warst noch nicht im See!» Ich nicke nur, weiss nicht, was sie hören will. «Ich hab' auch niemanden, mit dem ich gehen kann. Allein will ich nicht, aber ich kenne auch noch niemanden hier.» Sie lächelt wieder ihr warmes Lächeln und sagt, dass ich mit ihr mitkommen könnte. Ich schaue von unten zum Wellblechdach. Dann schaue ich sie nochmal kurz an und sage schnell: «Ja, ja sehr gerne. Aber nicht heute, heute war ich ja sozusagen schon baden.» Ich weiss nicht, wieso ich das gesagt habe, ich wäre sehr gerne schon heute Abend mit ihr schwimmen gegangen. «Aber morgen sehr gerne. Ich wohne im türkisenen Hause, du kannst einfach dort klingeln, wo noch kein Namensschild klebt.» Sie sagt, dass sie irgendwann am Nachmittag klingeln wird. Ich bin sehr aufgeregt und räuspere mich ein paar Mal, aber bevor ich etwas sagen kann, sagt sie: «Ich muss jetzt mal nach Hause. Also dann, bis morgen.» Und schon ist sie weg, verschwindet zwischen den Regenstreifen. Ich bleibe noch eine Weile ohne Plan stehen. Dann packe ich die Tüte und renne nach Hause. Ich renne bis nach Hause und dann noch alle Treppen rauf, bis in mein Zimmer. Dort lasse ich mich noch nass aufs Bett fallen.

**Eli 6.** Seit ich hier bin, schlucke ich jeden Tag eine ganze Schachtel voll verschiedener Pillen. Sie stellen mir jeden Morgen ein Menu daraus zusammen, mehrere Gänge, bunte Kombinationen. Ich habe den ganzen Tag Zeit, um sie zu schlucken, aber am Abend muss die Schachtel leer sein. Manchmal kommt es mir so vor, als hätte ich schon jede Tablette, die es auf dieser Welt gibt, geschluckt. Ich erkenne sie schon am Geschmack, kann mit geschlossenen Augen beliebig eine nehmen und mir in den Mund stecken, und weiss sofort, welche es ist. Manche schmecken bitter, andere nach Mehl oder nach nichts, und zwei sind sogar gesüsst und schmecken nach Erdbeere.

Anfangs hatte ich noch Nebenwirkungen, war immer müde und hatte starke Kopfschmerzen, aber jetzt könnte ich nicht mehr ohne sie. An manchen Tagen fühle ich mich stumpf und wie unter Wasser wegen den Medikamenten, dann dringt alles nur ganz dumpf zu mir durch. Aber wenn die Traurigkeit mich dann in der Nacht wieder überrollt, sehne ich mich nach dem tauben Gefühl. Die Pillen helfen mir ausserdem zu Schlafen. Ohne sie liege ich oft wach, bis die Sonne hinter den schummrigen Bergen aufgeht und sich ihre Sonnenstrahlen langsam in mein Zimmer schleichen.

Stella hat mir schon oft gesagt, dass ich mich langsam wieder an einen Alltag ohne die Medikamente gewöhnen muss, aber ich kann es einfach nicht. Glücklicherweise kann ich doch sowieso nicht mehr werden, aber mit ihnen kann ich wenigstens meinen Schmerz ein wenig lindern. Die Pfleger haben mir von Zeit zu Zeit immer weniger Tabletten in die Schachtel gelegt, aber die wichtigen waren zum Glück noch drin. Aber seit zwei Wochen haben sie auch die zwei wichtigsten immer mehr reduziert, bis vor einer Woche keine mehr drin waren. Ich habe die Pflegerin darauf angesprochen, aber sie hat nur gesagt, dass sie nichts Genaues weiss und nur die

Anweisungen befolgt hat. Ich wurde wütend und hab sie angeschrien, auch wenn sie ja nichts dafür kann.

Eigentlich sind die Pfleger alle sehr nett, ausser sie behandeln einen, als wäre man gestört oder noch ein Kind. Ich habe wahrscheinlich schon mehr erlebt und gesehen als die meisten von denen.

Die ersten zwei Tage ohne die Pillen gingen noch, aber dann wurde es schlimm. Ich habe die ganze Nacht geweint und hatte Angst. Angst vor einem danach, nach der Klinik, Angst vor einem Leben ohne dich, aber am meisten Angst habe ich davor, ohne dich wieder glücklich zu sein. Tagsüber habe ich nur an dich gedacht, deine Skizzenhefte durchgeblättert und aus dem Fenster geschaut. Geschrieben habe ich seit über einer Woche nicht mehr, obwohl es das einzige ist, das wirklich gegen die Traurigkeit hilft. Die Tabletten drängen die Gefühle nur tiefer in mich hinein. Aber heute muss ich einfach schreiben, denn seit du weg bist, habe ich niemanden mehr, mit dem ich über solche Sachen sprechen kann, niemanden mehr, der mich wirklich versteht.

Ich lag schon seit Stunden in meinem Bett und weinte. Es waren Stunden, aber es fühlte sich an, als würde ich schon mein ganzes Leben unter der Decke verbringen. Es war heiss unter der Decke, die Luft stickig. Der Schweiss lief mir über die Stirn, meine Haare klebten in meinem Gesicht, wenn ich über meine Lippe leckte, schmeckte sie salzig wegen den Tränen und dem Schweiss. Ich hatte die Decke zwischen die Zähne geklemmt, um keinen Lärm zu machen, und lag zusammengekauert dort. Mein Bauch und meine Lungenflügel schmerzten vom krampfhaften Schluchzen, mein Kiefer war vom Beissen verspannt. Ich war eine Raupe, die langsam in ihrem Kokon austrocknete. Ich bekam kaum noch Luft. Fühlt sich so sterben an? Du weisst es jetzt, kannst die Frage, die sich die

Menschen schon seit Jahrtausenden stellen, die Frage, die man sich seit der Geburt fragt, beantworten. In diesem Augenblick, in dem nur ich und meine Erinnerungen existierten, wollte ich auch sterben. Ich wollte ersticken, bewusstlos werden, für immer einschlafen. Irgendwann kam nur noch ein hohler, kratziger Ton aus meinem Kehlkopf, wenn ich schluchzte, all meine Tränen waren ins Leintuch gesickert. Als ich aufhörte zu würgen und zu schluchzen, war es totenstill, und für einen kurzen Augenblick dachte ich, ich wäre wirklich tot. Doch dann trieb mich das Verlangen nach Wasser aus meinem Sarkophag.

Während ich gierig trank, dachte ich an die Tabletten. Daran, wie sie meine Trauer stillen könnten, so wie das Wasser meinen Durst. Und auf einmal spürte ich den kühlen Linoleumboden unter meinen nackten Fusssohlen und wusste, es gab kein Zurück mehr. Ich lief den Flur hinunter, starrte dabei unentwegt auf meine verschwitzten Füße, die auf dem Boden leicht kleben blieben, und bei jedem Schritt ein tapsendes Geräusch verursachten.

Es war das letzte Zimmer vor dem Treppenhaus. Durch die Tür mit dem dünnen Fenster sah ich schon die ganzen Medikamente in den Regalen. Vor der Tür blieb ich dann lange stehen. Ich hatte keine Ahnung, wie ich reinkommen sollte, lauschte nur auf das elektrische Surren der Neonröhren an der Decke, während ich langsam von der Kälte, die über den Linoleumboden in meinen Körper drang, Gänsehaut bekam. Ich hatte Angst, wusste aber nicht vor was. Einfach vor allem. Die Angst drückte mir in die Magengrube, und schon wieder bekam ich kaum Luft. Ich hatte es satt, wollte nichts mehr fühlen, nur noch diesen dumpfen blauen Schmerz, der so viel erträglicher war als das stechende Rot in meinem Herzen und der Brust. Nur noch diesen Schmerz, den ich gar nicht mehr wirklich als Schmerz bezeichnen konnte, weil ich mich schon so daran

gewöhnt hatte. Gleich neben der Flügeltür, die ins alte Treppenhaus führte, hing ein kleiner Feuerlöscher. Ich hielt es nicht mehr aus. Ohne nachzudenken, wie ferngesteuert griff ich nach dem Löscher und ging zurück zur Tür. Dann rang ich ein paar Mal nach Luft.

Es klirrte zwar, als der rote Feuerlöscher durch die Scheibe krachte, aber der dunkle Linoleumboden dämpfte wenigstens das Klirren, als die Scherben zu Boden fielen. Ich zuckte kurz zusammen, aber nachdem es wieder totenstill war auf dem Flur, griff ich durch das zerbrochene Fenster ins finstere Zimmer und öffnete von innen die Tür. Ich huschte schnell hinein und lief zielstrebig zu dem schmalen Regal, das am Ende des Zimmers an der Wand stand. Die Medikamente waren nach den Anfangsbuchstaben geordnet, weshalb ich sie schnell fand. Mit zwei Schachteln Antidepressiva und drei Schachteln Tabletten, die gegen Schmerz helfen und mich manchmal so taub fühlen lassen, unter dem Arm lief ich schnell zurück in mein Zimmer.

Ich hatte nur so viele Schachteln genommen, dass es nicht sofort auffallen würde. Ich glaube nicht, dass sie mich verdächtigen werden, denn sie haben die Tabletten ja auch abgesetzt, weil sie glauben, dass es mir langsam besser geht. Ausserdem habe ich die Tabletten zwischen die Matratze und das Bett geklemmt, und den Bettbezug drübergezogen.

Ich lag schwitzend im Bett, und zwang mich dazu, ruhig zu atmen. Nach einigen Minuten, die sich wie eine Ewigkeit anfühlten, kam einer der Pfleger rein. Vom Flur fiel ein schmaler Lichtstreifen ins Zimmer. Ich hatte mein halbes Gesicht unter der Bettdecke versteckt und stellte mich schlafend. Ich hatte die ganze Zeit fieberhaft überlegt, ob ich mich schlafend stellen sollte, oder so tun, als wäre ich durch das Zerschlagen der Scheibe geweckt worden. Schliesslich

hatte ich mich fürs Schlafendstellen entschieden, weil ich nicht gut bin im Lügen. Nachdem er die Tür wieder hinter sich geschlossen hatte, lag ich noch eine Zeit lang mit geschlossenen Augen dort. Irgendwann zog ich die Antidepressiva hervor und schluckte ohne Wasser zwei Tabletten. Der Druck auf meiner Brust lockerte sich langsam, und bald schlief ich endlich ein.

Heute fühle ich mich irgendwie schuldig dafür. Einerseits wegen des kaputten Fensters und andererseits, weil sie mir vertraut haben, und ich alles kaputt gemacht habe, auch wenn sie nicht wissen, dass ich es war. Die Pillen klemmen immer noch im Bett, seit gestern Nacht habe ich keine mehr genommen. Obwohl ich mich schlecht fühle, bereue ich es nicht wirklich, weil es mir besser geht, nur schon wegen dem Gedanken, dass ich, falls es mir in der Nacht wieder so schlecht geht, theoretisch etwas dagegen habe.

Draussen brennt schon wieder die Sonne auf die reflektierenden Dächer und Scheiben. Der Sommer will noch immer nicht enden. Diese Hölle, die nur durch die einzelnen Gewitter endlich erscheint. Ich halte es nichts aus, dass die Welt sonst so ist wie immer. Am Nachmittag kommt mich Sophie besuchen. Sie war noch nicht oft hier, ich will eigentlich nicht besucht werden. Mom und Dad waren auch nur ein paar Mal hier, und nur zwei Mal zusammen. Aber heute freu ich mich auf Sophie, sie sagte, sie müsse unbedingt mit mir sprechen.

**Sophie 1.** «Es goss. Der Tag hatte warm und sonnig begonnen. Ich hatte lange geschlafen, weil ich am Abend zuvor bis spät an einer Party gewesen war.» Während ich erzählte, sass ich Eli gegenüber. Das Zimmer war klein. Der Himmel erinnerte mich an ein Gemälde, das mit seinen sattgrünen Hügeln, dem stahlblauen Himmel ohne Tiefe dafür mit umso mehr Weite und den blendenden Wattewolken bedrückend wirkte. Ich sass an die Wand gelehnt auf einem cremefarbenen Teppich. Mir gegenüber auf dem schmalen Bett unter dem Brett, das an der Wand befestigt war und auf dem sich die Bücher aneinanderreiheten oder in schiefen Türmen aufeinanderstapelten, sass Eli und hörte mir aufmerksam zu.

Ich holte tief Luft, wie um mich zu sammeln, und fuhr fort. «Ich hatte mich unter dem Vordach des Fachgeschäfts neben dem kleinen Lebensmittelladen gegenüber vom Krankenhaus ins Trockene gerettet, als der Junge auch unter das Dach gerannt kam. Er hatte auch eine Tasche in der Hand und bemerkte mich zuerst gar nicht. Er war sehr gross und die Art von Menschen, die dadurch überall fehl am Platz wirken. Er schaute sich mit aufmerksamen Augen und nervösem Blick um. Als sein Blick mich traf, senkte er ihn schnell, schaute jedoch kurze Zeit später wieder zu mir. Ich lächelte ihn ohne bestimmten Grund an. Er lächelte schüchtern und ein bisschen schief, es sah aus, als wäre er nicht geübt darin, zurück. Der Regen hämmerte weiter aufs Dach, schirmte mit seinem dichten Vorhang die Welt ab. Ich glaube, das war auch der Grund, warum er mich, trotz seiner sichtlichen Nervosität, er kaute und zupfte die ganze Zeit an seinen langen Fingern, ansprach. Er sah erschreckt aus über seine eigenen Worte. Die nassen Haare, die ohne den Regen strohblond gewesen wären und selbst geschnitten aussahen, hingen ihm in kurzen, tropfenden Strähnen platt in die Stirn. Irgendwann stellte ich die Tasche ab, die ich mir vor das nasse T-Shirt gehalten

hatte, die mir jetzt aber zu schwer wurde. Ich stellte mich auch vor und wir kamen ins Gespräch. Dabei schaute er mir immer wieder auf die Brüste. Mein BH schimmerte durch den vom Regen durchsichtig gewordenen Stoff. Irgendwie schmeichelte es mir, aber gleichzeitig war es mir auch unangenehm. Darum sagte ich, nachdem wir beide eine Weile lang nichts gesagt hatten, dass ich glaube, dass der Regen schon etwas nachgelassen habe, damit ich mich auf den Weg nach Hause machen konnte. Er streckte seine Hand in den Regen und schaute mich verwirrt an. Langsam nervte mich die Unterhaltung, und ich fragte mich, warum ich mich überhaupt dafür rechtfertigte, nach Hause zu gehen. Er hatte wieder zu Boden gestarrt, aber sagte jetzt, dass er noch nicht im See war, weil er noch niemanden kennt in der Stadt. Er war mit seinen Eltern gerade erst aus Deutschland hierhergezogen. Irgendwie tat er mir nun wieder leid, seine Erscheinung und die Art, wie er sprach und sich bewegte, erweckten irgendwie mütterliches Mitgefühl in mir, von dem ich bisher nicht wusste, dass ich es hatte. Darum lächelte ich ihn aufmunternd an und fragte ihn, ob er nicht würde mitkommen wollen. Er schaute nur wieder zum Wellblechdach, die ganze Zeit hatte er mir nicht mehr als fünf Mal in die Augen geschaut, und sagte dann hastig, während er mir tatsächlich für einen kurzen Moment in die Augen blickte: *«Ja, ja sehr gerne. Aber nicht heute, heute war ich ja sozusagen schon baden.»* Ich sagte ihm, dass ich am nächsten Tag irgendwann nachmittags bei ihm klingeln würde und verabschiedete mich. Auf dem Weg nach Hause fror ich. Meine Flipflops klatschten auf dem nassen Asphalt und ich bekam seinen nervös umherhuschenden Blick nicht mehr aus dem Kopf.» Als ich das sagte, zuckte ich kurz zusammen, ohne dass es meine Schwester bemerkte. Ich liess meinen Blick über den unveränderten Himmel schweifen, betrachtete Eli aber immer wieder aus dem

Augenwinkel. Auch sie schaute aus dem Fenster, unter ihren Augen tiefe, violette Augenringe. Mein Blick fiel auf ihr Notizbuch und dann auf das ehemalige Skizzenheft von Karim. Auf einmal kam ich mir lächerlich vor mit meiner Geschichte.

**Karim 3.** Es ist komisch, an was man alles denkt, wenn man stirbt. Man sieht kein himmlisches Zeichen, und auch sonst nichts, was einem Trost spendet. Nur das grelle Licht, und Eli, die ganz blass darin aussieht.

Draussen zieht die dunkle Stadt an uns vorbei, drinnen das Leben. Einzelne Erinnerungen wechseln sich ab, blitzen kurz auf, verschwinden wieder in den Tiefen meines Gedächtnisses. Wie ein rückwärts spulender Film, immer schneller, immer kürzer, tauchen die Erinnerungen auf, so als wollte jede von ihnen noch ein letztes Mal nach Luft schnappen, bevor die Filmrolle schliesslich aufgebraucht ist.

Aber bis dorthin bleibt noch ein bisschen Zeit, das spüre ich. Und ich möchte alle Erinnerungen noch einmal erleben, noch hundertmal. Es zieht in meiner Brust ein unglaubliches Verlangen, zerreisst mich fast, ein Fernweh nach meinem Leben. Alles noch einmal, nur um nicht gehen zu müssen.

Wir sitzen wieder in Leons Garten. Drinnen läuft Fussball auf der grossen Leinwand, davor angespannt die anderen. Man hört sie laut rufen und fluchen, wenn ein Tor fällt, weiss es die ganze Nachbarschaft. Die grossen Fenster zum Garten sind offen, wir sehen von hier aber nur ihre Köpfe; wenn ich mich strecke, knapp den Spielstand. Wir sitzen auf Gartenstühlen im Kreis um einen kleinen Tisch mit einer Shisha drauf. Der Dampf glüht gelb im Schein der Lichterkette, die über den Ästen und dem Sonnenschirm hängt. Es ist immer noch drückend warm, ich habe mein Hemd offen. Es läuft leise Musik, aber ich verstehe nicht mal, auf welche Sprache gesungen wird. Der Schlauch der Shisha geht in der Runde rum, ein Joint in entgegengesetzter Richtung. Mein Körper kribbelt und ich fühle mich leicht, aufstehen kann ich trotzdem nicht. Ich

trinke ein paar Schlucke Eistee. Es hilft gegen den Flash, danach fühle ich mich wieder klarer. Es beginnt leicht zu regnen, von der Stadt hört man es donnern. Es wird enger unter dem Schirm, Eli setzt sich auf meinen Schoss. Unsere Beine kleben aneinander, ihr Nacken riecht nach ihrem Parfum. Sie hält mir den Joint hin, es ist nur noch ein Stummel. Ich nehme die letzten Züge, sie drückt ihn aus und wirft ihn in ein leeres Glas auf dem Tischchen in der Mitte. Irgendetwas ist im Spiel passiert, drinnen springen sie auf, ich sehe die Rücken mit den Spielernamen drauf, sie fassen sich ungläubig an den Kopf. Der Spielstand hat sich nicht geändert. Sie schreien Elfmeter. Leon klettert über die kleine Leiter, die an der Wand unter dem Fenster steht, ins Wohnzimmer. Er hat seine Zigarette im Mundwinkel vergessen, und schmeisst diese jetzt hastig aus dem Fenster. Sie streift Pablo, er beleidigt Leon, aber der lacht nur. Auf Pablos Wange bleibt ein roter Fleck. Ich stehe auf, der Dampf und Rauch unter dem Sonnenschirm nehmen mir die Luft. Ich gehe rein, und stolpere dabei beinahe über eine Katze, die schnell davonhuscht.

Im Bad wasche ich mir das von der feuchten Luft glänzende Gesicht. Aus dem Spiegel schaut es mir bleich entgegen, schwankt leicht, die Augen rot, aber es lächelt noch. In der Küche ist es eng, die Leinwand trennt sie vom Wohnzimmer. Jemand, den ich nicht kenne, steht vor dem Kühlschrank und schaut mit leeren Augen ins grelle Licht. Neben dem Waschbecken sitzen zwei Mädchen, die erst gerade gekommen sind, und rauchen aus dem Fenster. Sie lachen hysterisch, und ich bin froh, dass Eli nicht so ist. Ich nehme mir ein Glas aus dem Küchenschrank, und mische mir darin Vodka mit billigem Apfelsaft. Ich lehne mich an den Ofen, in dem wir vorhin Fertigpizza aufgewärmt haben. Es strömt noch immer warme Luft um meinen Rücken. Eines der Mädchen sieht mir in die Augen. Sie

ist jünger, ihr Blick dafür umso anzüglicher. Sie reicht mir wortlos eine Kippe. Ich nehme sie dankend, und suche vergeblich nach einem Feuer. Sie zündet ihres an, ich lehne mich zu ihr. Ihre Hand streift beim Anzünden meine Lippe, wir schauen uns beide in die Augen; ein Ticken zu lange. Dann höre ich Eli draussen lachen. Ich nicke dem Mädchen zu, und gehe wieder raus. Der Kühlschranktyp hat noch immer nichts gefunden.

Es regnet jetzt richtig. Ich bleibe einen Moment im Regen stehen. Als ich zurückkomme, sitzt Eli mit Leon auf einem Stuhl. Sein Arm liegt auf der Lehne, aber er berührt sie nicht. Ich setze mich neben sie, Eli lächelt mir zu, und nimmt sich einen Schluck aus meinem Glas. Sie spricht jetzt viel und laut, ich merke, dass sie angetrunken ist. Sie lacht auch viel. Leon sagt etwas, was ich nicht verstehe, aber Eli lacht laut und lang, und fast so hysterisch wie die Mädchen eben. Ich lasse mich im Stuhl zurückfallen, und frage mich wieder mal, wieso ich immer so ruhig bin an diesen Abenden. Früher war ich anders, und auch mit meiner Familie oder Eli bin ich nicht so scheu. Ich wäre gerne wieder mehr wie früher. Damals war es mir noch nicht so wichtig, was die Leute von mir denken. Da habe ich noch gemacht, was ich wollte. Jetzt bin ich nur noch der Typ, der den ganzen Abend ruhig in der Ecke steht.

Manchmal wäre ich gern wieder so klein. Dann hätte ich nicht so viel Druck, und alles wäre einfacher. Leon hat jetzt mein Mischgetränk. Er erzählt gerade von einer Schlägerei, die er vor ein paar Tagen hatte, und nimmt dabei immer wieder einen Schluck von meinem Glas, wie so ein eingebildeter Schriftsteller bei einer Vorlesung. Er macht mich wütend. Und Eli auch, die ihm gerade sagt, dass er besser auf sich aufpassen soll, und ihre Bewunderung nicht verstecken kann. Ich klopfe ihr auf die Schulter, sie beugt sich

erst beim zweiten Mal zu mir runter. Ich sage, dass ich gehen will; es ist erst halb Zwölf. Sie nickt, und ich hab' keine Ahnung, was sie denkt. Wir verabschieden uns, ich schaue Leon nicht in die Augen, als ich ihm einen Handschlag gebe. Wir holen unsere Sachen im Flur. Das Spiel ist fertig, aber das Sofa vor der Leinwand ist immer noch voll. Beim Rausgehen werfe ich dem Mädchen aus der Küche noch mal einen Blick zu. Sie formt ihre Lippen zu einem Kuss, und lächelt mir verschmitzt zu.

Es hat schon wieder aufgehört zu regnen, aber die Gärten sind jetzt alle leer. Ich will nicht reden, und gebe Eli darum einen meiner Kopfhörer. Sie hat immer noch nichts gesagt. Der Mond und die Sterne verstecken sich hinter den Wolken, aber die Strassenlaternen leuchten uns den Weg. Wir kommen aus Leons Strasse. Von hier sieht man die Stadt, sie liegt unter uns wie ein blinkender Teppich. In der Ferne lässt das vorbeigezogene Gewitter den Himmel violett leuchten. Der Regen hat die Luft abgekühlt, Eli zieht ihren Pullover an. Wir laufen schweigend weiter nebeneinander her. Irgendwann kommt ein Lied, das wir, als wir uns kennengelernt haben, immer gehört haben. Und obwohl ich nicht will, fange ich plötzlich an zu weinen. Eli sieht es zuerst nicht, ich wische mir die Tränen mit dem Handrücken weg. Aber dann bemerkt sie es. Sie nimmt nur meine Hand, ohne etwas zu sagen. Ich umklammere sie fest, es tut ihr weh. Nach ein paar Minuten höre ich wieder auf zu weinen. Erst dann fragt sie: «Was ist denn los? Du bist schon den ganzen Abend so komisch, irgendwas ist doch.» Ich sage erst nichts, aber sie schaut mich weiter so an. Ich tue ihr leid. «Es ist einfach alles so schwierig. Früher war alles so einfach, aber jetzt ist alles kompliziert, und ich weiss nicht, was tun. Und eigentlich weiss ich gar nicht, was los ist, ich glaube es ist einfach wegen des Liedes.» Sie nickt, dann umarmt sie mich.

Jetzt schaut sie aus der verdunkelten Scheibe. Ich frage sie, was sie sieht. «Keine Ahnung, ich starre nur. Wir fahren sowieso viel zu schnell, um irgendwas zu erkennen.» Ich muss lächeln. «Eli», sie schaut zu mir runter, «ich hatte immer solche Angst, dich zu verlieren. Darum war ich auch nie so mutig, weil ich dich brauche.» Sie lächelt, aber ich weiss, dass sie eigentlich weinen will. Sie beugt sich zu mir runter, wir küssen uns lange. Dann ver falle ich wieder in einen unruhigen Schlaf voller Erinnerungen.

**Ismael 3.** Sie hat sich geschminkt und ihr blaues Kleid mit den kleinen weissen Blumen angezogen. Sie wirkt damit fehl am Platz, wirkt selbst wie eine verletzte Blume unter den harten Gesichtern.

Es ist das erste Mal, dass ich andere Insassen so nah zu Gesicht bekomme. Bisher konnte ich sie nur bei ihren Runden auf dem Hof beobachten. Sie sehen alle gleich aus. Böse Blicke und starre Gesichtszüge. Nicht einmal ihren Müttern schenken sie ein Lächeln. Manche sind jünger als ich, doch die Strasse machte uns alle älter.

Es ist laut und heiss im Saal. Und es riecht nach Schweiss und heranwachsender Männlichkeit. Ich habe ein geripptes Unterhemd an, trotzdem rinnt mir der Schweiss über die Schläfen und verfängt sich als kleine Tröpfchen in meinem spärlichen Oberlippenbart. Ich schäme mich, weil ich meiner Mutter so gegenüber sitze, während sie sich extra für den Besuch schick gemacht hat. Als sie sich setzt, nehme ich meine Hände von der grauen Tischplatte. Sie soll meine Hände nicht in Handschellen sehen. Keine Mutter sollte ihren Sohn je in Handschellen sehen. Wir sitzen uns eine Zeit lang schweigend gegenüber. Ich habe schon vorher beobachtet, dass eigentlich an jedem Tisch nur die Besucher sprechen. Die Insassen haben nichts zu erzählen. Auch ich warte darauf, dass sie ein Gespräch beginnt. Aber sie sitzt mir nur schweigend gegenüber und schaut mich an. Irgendwann greift sie über die runde Tischplatte nach meinen Händen. Sie sieht müde aus. Müde und alt.

Früher war sie eine sehr schöne Frau. In unserem kleinen Wohnzimmer stand das Hochzeitsfoto meiner Eltern auf dem Fenstersims. Damals hatte mein Vater noch jung und glücklich ausgesehen. Besser als ich. Er hatte einen weissen Anzug getragen, der seinen dunklen Hautton zur Geltung brachte. Meine Mutter hatte sich weisse Blüten in ihr welliges Haar stecken lassen.

Sie hatten sich in Marokko kennengelernt, kurz bevor meine Mutter zu ihrer Schwester in die Schweiz ziehen wollte. Ich habe die Geschichte meiner Eltern oft gehört, konnte nie genug davon kriegen, wie mein Vater sie auf dem Markt in Marrakesch zum ersten Mal sah. Seine Familie hatte früher viel Geld gehabt, nachdem ihr Vater, mein Grossvater, jedoch früh gestorben war, reichte das tiefe Einkommen der Mutter kaum noch für die sechs Geschwister. Er musste früh mithelfen, das tägliche Brot, wie er sagte, nach Hause zu bringen. Seine Mutter nähte von früh bis spät Kleider und Tücher aus bunten Stoffen, die er dann mit seinem zwei Jahre jüngeren Bruder auf dem Markt verkaufen musste. Dort, zwischen den Ständen der Schmuckhändler, den streunenden Hunden, den in den Käfigen flatternden Hühnern und dem Geruch von scharf gebratenem Lamm in der Luft, sah er meine Mutter zum ersten Mal. Er liess seinen Bruder, wie er mir erzählte, ohne Erklärung an ihrem Stand stehen und folgte ihrem pechschwarzen Lockenkopf durch das Gewimmel. Als er sie eingeholt hatte, griff er nach ihrer Schulter, um sie anzutippen oder zu sich umzudrehen. Sie dachte jedoch er habe etwas anderes vor und holte schon zu einer Ohrfeige aus, als er gerade noch beschwichtigend die Hände vor sein Gesicht heben konnte.

Meine Mutter und ich hatten immer herzlich gelacht, wenn er die Geschichte erzählt hatte. Er sagte immer, bei ihm sei es Liebe auf den ersten und bei ihr auf den zweiten Blick gewesen.

Da sie in nur wenigen Monaten in die Schweiz ziehen sollte, waren beide Familien auf eine schnelle Hochzeit erpicht. Nur drei Monate, nachdem sie sich kennengelernt hatten, fand die Hochzeit statt. Es war ein grosses Fest, es wurde viel getanzt und gelacht. Früher war ich immer eifersüchtig, weil ich nicht dabei gewesen war.

Nachdem sie in die Schweiz gezogen waren, hatte meine Mutter schnell Deutsch gelernt und über ihre Schwester, die schon seit einigen Jahren in der Schweiz gelebt hatte, einen Job als Kindermädchen bei einer reichen Familie am Zürichberg gefunden. Mein Vater hatte sehr viel Mühe die Sprache zu lernen, fand jedoch eine Arbeit als Maurer, bei der er den Vater von Luca kennenlernte. Obwohl sie wussten, dass sie sich glücklich schätzen mussten, weil sie beide so schnell Arbeit gefunden hatten, vermissten sie ihre Heimat und ihre Familien. Sie tun es immer noch.

Meine schönsten Kindheitserinnerungen stammen alle aus Marokko. Ich liebte das Essen mit den unzähligen Gewürzen, die Sprache, die ich zwar nur bedürftig beherrschte, jedoch völlig ausreichend, um mit meinen vielen Cousins und Cousinen zu spielen. Wenn wir nach Marokko flogen, blieben unsere Sorgen, wie bei anderen Familien die Haustiere, zuhause. Meine Mutter schien immer zu strahlen in ihrer Heimat, und meinen Vater erlebte ich nie näher als zwischen den ockerfarbenen Häusern und überfüllten Strassen, wenn ich mich an seine Hand klammerte, um nicht verloren zu gehen. Unsere Verwandten beneideten uns um unser Leben in der Schweiz, und meine Eltern hielten die Illusion, die sie von diesem Land hatten, aufrecht. Nie erwähnten sie etwas von den frechen Kindern oder den langen Tagen auf der Baustelle, von den Elterngesprächen, die sie wegen mir führten oder den Besuchen bei den Einwanderungsbehörden. Wenn wir in dem kleinen Restaurant eines Nachbars essen gingen, waren es immer meine Eltern, die zahlten. Nach dem Abendessen sassen sie oft noch bis spät in die Nacht mit dem Bruder meines Vaters, den er damals am Stand allein gelassen hatte, und seiner Frau in deren Innenhof, während ich im Bett lag und durch die Vorhänge ihren Stimmen lauschte und den leichten, fruchtigen Duft der Shisha aufzog.

Wenn wir nach den Ferien wieder nach Hause kamen, in die abgedunkelte Wohnung, in der sich über die Wochen muffige Luft und Staub angestaut hatten, überkam mich immer eine erdrückende Niedergeschlagenheit. Denn Zuhause fühlte ich mich oft vernachlässigt, haschte mit Problemen und allerlei waghalsigen Aktionen nach der Aufmerksamkeit meiner Eltern. Meine Mutter war sechs Tage der Woche von morgens vor dem Frühstück bis abends nach dem Abendessen in diesem riesigen Haus mit dem Turmzimmer, das aussah wie das einer Märchenprinzessin. Wenn sie dann nach Hause kam, war sie oft sehr müde und gereizt, konnte es nicht ertragen, wenn ich Lärm machte oder mit ihr spielen wollte. Sie sass dann meist stumm vor dem Fernseher, den Ton so leise gestellt, dass man ausser einem undeutlichen Murmeln nichts verstehen konnte. Mein Vater hatte aufgrund der harten Arbeit auf dem Bau schon ab dreissig immer schlimmer werdende Rückenschmerzen gehabt, die ihn schliesslich vor eineinhalb Jahren zum Kündigen zwangen. Er sprach nur sehr wenig bei unseren Abendessen zu zweit, meist las er Zeitung, während er mir mit halbem Ohr zuhörte. Wenn meine Mutter dann nach Hause kam, setzte er sich neben sie aufs Sofa, vor sich ein Bier, und schlief bald ein. Ich fragte mich damals oft, wie es sein konnte, dass sie sich liebten, wenn sie sich doch nie sahen. Wenn wir jedoch bei meinem Onkel im einzigen Gästezimmer schliefen, ich zwischen meinen Eltern im grossen Bett mit den hauchdünnen Laken, die mein Vater vor dem zu Bett gehen immer über mir auf und ab fächerte, er nannte es den Schmetterling, der mit seinen zarten Schwingen kühle Luft um meinen warmen Körper wehte, war alles gut. In diesen Wochen in Marokko war ich so glücklich wie sonst nie.

**Luca 4.** In diesem Sommer, nachdem ich aus dem Spital entlassen wurde und mit Krücken und einem eingegipsten rechten Bein durch die Stadt humpelte, verbrachten Ismael und ich jeden Tag, an dem er hier und nicht in Marokko war, zusammen. Schwimmen war das einzige, an das ich mich erinnern kann, indem ich besser war als er. Er schwamm wie ein nach Luft japsender Hund, konnte den Kopf nur mit grösster Mühe über Wasser halten. Deshalb war er froh, dass ich in diesem Sommer auch nicht schwimmen konnte, und wir stattdessen die Tage damit verbrachten auf dem Friedhof rumzulungern, im Wald Feuer zu machen und in der Stadt fremden Leuten nachzuspionieren. Das war unsere Lieblingsbeschäftigung. Wir suchten uns auf der Strasse jemanden aus und überlegten uns die wildesten Geschichten über die Person. Danach folgten wir ihr unauffällig, duckten uns hinter Autos, drückten uns in Hauseingänge oder folgten ihr im Schatten der Häuserfassaden. Manchmal verfolgten wir sie durch die ganze Stadt bis nach Hause, und wussten dann nicht mehr, wie wir zu unserer Siedlung zurückfinden sollten. Einmal wurden wir von einem Mann, der trotz der lähmenden Hitze einen schwarzen Anzug und eine marineblaue Krawatte trug, bei unserem Spionagespiel entdeckt. Er blaffte uns gereizt an, ob wir nichts Besseres zu tun hätten, als vielbeschäftigten Geschäftsmännern auf die Nerven zu gehen. Wir prusteten los, seine eingebildete Blasiertheit amüsierte uns unglaublich. Wir rannten lachend davon, bis wir nicht mehr konnten und in einer Seitenstrasse vornübergebeugt und unsere Bäuche haltend, Luft holen mussten. Wir schworen uns, nie so zu werden. Auf dem Friedhof stellten wir selbstgebastelte Fallen auf, um die vielen Eichhörnchen zu fangen. Es erinnerte mich an das Angeln mit meinem Vater, weshalb ich insgeheim froh war, als wir auch nach vier Tagen nichts gefangen hatten.

Ich hatte in diesem Sommer von meinem Vater ein neues Rad bekommen. Ein glänzender Silberrahmen, rote Räder und eine grosse Glocke, die einen wunderbar schrillen Ton von sich gab. Nachdem ich es stolz Ismael gezeigt hatte, schlug ich vor eine Fahrradtour zu unternehmen. Als er daraufhin mit seinem rostigen, klapprigen Fahrrad ankam, schämte ich mich für meins. Ich fühlte mich wie ein Verräter und wollte nicht einsehen, dass er ein solches Schrottfahrrad fahren musste, während ich wie ein Blitz durch die Strassen flitzte.

Man merkte Ismael nie etwas an, erst viel später merkte ich, dass in seinem Leben etwas fehlte. Lange Zeit dachte ich, dass es daran läge, dass seine Eltern ihm nicht genug Aufmerksamkeit schenkten und sein Potenzial nicht erkannten. Heute weiss ich, dass die Ursache für sein späteres Handeln viel tiefgreifender war. Und dass seinen Eltern seine Intelligenz sehr wohl bewusst war.

Ismael und ich waren die einzigen aus unserer Klasse, die es ans Gymnasium schafften. Er hatte die bessere Note von uns beiden, obwohl er weniger gelernt hatte. In der neuen Klasse waren wir die einzigen, die aus unserem Quartier waren, und beinahe die einzigen mit Eltern, die nicht in der Schweiz geboren waren. Es hatte nichts mit den Schülern zu tun, aber wir grenzten uns dadurch automatisch von den anderen ab. Wir blieben immer zu zweit, vor allem weil wir mit den anderen einfach nichts anfangen konnten. Zu dieser Zeit begann er nach der Schule mit älteren aus unserem Block im Sommer auf dem Friedhof, im Winter in der Tiefgarage seine Zeit zu vertreiben, zu kiffen und zum Spass gegeneinander zu boxen. Ich ging nach der Schule meist nach Hause, einerseits um zu lernen, was er nie musste, andererseits um zu schreiben, denn darin hatte ich meine Leidenschaft gefunden, und noch viel wichtiger: endlich etwas, in dem ich wirklich besser war als Ismael. Trotzdem

stimmte es mich manchmal traurig, dass wir ausserhalb der Schule nicht mehr so viel Zeit miteinander verbrachten. Ich bewunderte ihn noch immer sehr, und manchmal ertappte ich mich dabei, wie ich ihn aus meinem Fenster dabei beobachtete, wie er sich mit seinen neuen Freunden prügelte.

Von seinen Problemen Zuhause erfuhr ich erst über ein Jahr später, nachdem seine Mutter ihren Job schon lange verloren hatte. Ich kann mich noch gut an den nassen Novembermorgen erinnern. Wie jeden Morgen war ich zu ihm rüber gelaufen und hatte vom Treppenhaus an sein Fenster geklopft, welches direkt daneben lag. Manchmal, wenn er Hausarrest hatte, was er in letzter Zeit häufiger gehabt hatte, kletterte er aus seinem Fenster, welches im fünften Stock war, balancierte auf dem Fenstersims und sprang dann mit einem geübten Sprung in den offenen Flur des Treppenhauses. Als er an diesem Morgen die Tür öffnete und ins Halbdunkel des Wintermorgens trat, merkte ich, noch bevor ich sein blaues Auge im gelbschummrigen Licht der Fahrstuhllampe sehen konnte, dass etwas nicht stimmte. Normalerweise begrüßte er mich immer mit einem breiten Grinsen, sodass sein goldener Eckzahn aufblitzte. Doch an diesem Tag, trat er zusammengesunken aus dem mit Wandteppichen geschmückten Flur und blickte mich nicht einmal richtig an. Ich sagte nichts, obwohl seine Niedergeschlagenheit wie ein Schatten neben uns herging. Als ich im nach Pisse riechenden Lift sein blaugrünes Auge sah, dessen Adern wohl geplatzt waren, weshalb das Augenweiss nun blutrot war, erschrak ich. Er tat so, als hätte er meine Reaktion nicht wahrgenommen und starrte nur regungslos an die Wand. Ich schwieg, wusste nicht, was sagen. Als wir aus dem Fahrstuhl auf die Strasse traten, blieb ich, obwohl Ismael weiterging, unter dem Schein einer Strassenlaterne stehen. Seine Schritte schmatzten im dreckigen, nassen Schnee. Nach ein

paar Metern drehte er sich zu mir um und zog sich seine Mütze tiefer in die Stirn. Er blaffte mich an, was los sei. Hinter seiner Wut konnte ich, obwohl er im Dunkeln stand, die Trauer in seinen Augen sehen. Und plötzlich begann ich zu weinen. Ich wusste nicht wieso, konnte meine Gefühle nicht in Worte fassen. Aber die Tränen quollen aus mir heraus, ohne, dass ich etwas dagegen hätte tun können. Ich stand dort, im matschigen Schnee, unter der Strassenlaterne und weinte vor Ismael, der mit einem blauen Auge vor mir stand. Ich weinte aus Frust oder aus Wut oder aus einer Traurigkeit, von der ich nicht gewusst hatte, dass sie in mir geschlummert hatte, doch jetzt floss alles aus mir raus. Und dann trat auch Ismael ins Licht und umarmte mich. Er hielt mich fest und ich drückte mein Gesicht in das Polster seiner Daunenjacke. Und seine Jacke sog sich voll mit meinen Tränen, und wir standen dort, wie im Flutlicht einer Bühne, und gaben uns Halt. Als ich aufgehört hatte zu weinen, sagten wir beide nichts. Wir liefen nebeneinander her und schwiegen. Meine Augen fühlten sich ausgetrocknet an und brannten im eisigen Wind. Ismael hatte sein Kinn in der Jacke vergraben, die Mütze bis über die Narbe über seiner Augenbraue gezogen und die Hände in seinen Jackentaschen verstaut. Dann begann er zu erzählen.

**Ismael 4.** Nachdem die Besucherzeit um ist, lege ich mich in meiner Zelle auf das schmale Bett. Mein Schädel dröhnt, die Hitze und der Lärm waren zu viel gewesen. Ich schliesse meine Augen, meine Gedanken schweifen ab.

Nachdem wir uns eine Weile schweigend gegenübergesessen hatten, hatte ich meine Mutter gebeten, mir von Marokko zu erzählen. Ich denke an Marrakesch, während ich langsam merke, wie ich eindöse. Wir fahren in einem alten Toyota durch die engen Gassen. Die Menschen drängen sich links und rechts am Auto vorbei, der Fahrer hupt und flucht auf Arabisch. Ich sitze hinten mit meiner Mutter, ihre grossen Ohrringe blitzen im hellen Licht. Vorne neben dem Fahrer sitzt mein Vater. Er blickt fasziniert auf die Menschenmassen, die sich auf der Strasse tummeln, seine Augen leuchten vor Freude. Ich presse mein Gesicht gegen die Scheibe und blicke mit grossen Augen auf die Strasse. Kurz drehe ich mich zu meiner Mutter um, um sie zu fragen, ob ich das Fenster öffnen kann. Sie nickt, auf ihrem Gesicht ein feines Lächeln. Ich kurble so schnell ich kann die Scheibe hinunter. Je grösser der Spalt wird, desto mehr schwappt das Leben in den Wagen. Ich bin überwältigt von all diesen Menschen, jeder mit seiner eigenen Geschichte, von den Gerüchen, wie ich sie noch nie zuvor gerochen habe, die Luft ist durchtränkt von ihnen und erfüllt von den Geräuschen der lebendigen Stadt. Sie scheint zu pulsieren, der grosse Marktplatz das Herz, die unzähligen Strassen und Gassen die Adern. Und die Menschen, die Menschen sind das Blut, das die Stadt am Leben hält.

Ich kann mich an den Zeitpunkt, an dem ich eingeschlafen bin, nicht mehr erinnern. Ich weiss nicht, wie lange ich geschlafen habe, aber mittlerweile ist es Nacht. Ich bin aufgeschreckt, doch jetzt lasse

ich mich wieder auf mein Kissen fallen. Der Traum kommt in Fetzen und, wie so oft, ohne Anfang zurück.

Ich stand in einem Innenhof, dem Innenhof meines Onkels in Marrakesch. In meinem Traum sah er anders aus, als in Wirklichkeit, aber ich wusste, dass es derselbe Hof war. Ich blickte zu meinen Füßen, konnte sie jedoch nicht sehen, weil der Boden über und über besät war mit welchem Laub. Die Blätter hatten dieselbe lehmige Farbe, wie die Häuser, die den Innenhof umgaben. Ich bückte mich und warf die Blätter über mich, sodass sie wie Konfetti auf mich herabregneten. Als ich mich zum zweiten Mal bücken wollte, um das gleiche nochmal zu tun, kam mir der Gedanke, dass die Blätter alle tot waren. Der Gedanke erfüllte mich mit einer schweren Traurigkeit, die mich zu Boden drücken wollte. Doch plötzlich spürte ich, wie warme Lichtsprenkel durch das Blätterdach des Baums, der den gesamten Hof überspannte, auf mein Gesicht fielen. Ich blickte hinauf, konnte zwischen den Blättern anstelle des Himmels jedoch nur helles Licht erkennen. Eine unsichtbare Hand, in Form von einem kräftigen Luftzug wehte durch den Hof und rüttelte an dem knorrigen Baum, bis all seine welken Blätter zu Boden fielen. Ich spürte, dass es Gott war, oder etwas ähnliches, und er mir sagen wollte, dass alle Blätter irgendwann fallen müssen, dass für jeden irgendwann die Zeit kommt. Der Gedanke erleichterte mich, nahm mir die Schwere des Todes, die auf mir gelastet hatte. Und dennoch, obwohl ich wusste, dass es falsch war, sehnte ich mich danach, eines der strahlend grünen Blätter in der Hand zu halten. Ich wusste, dass es falsch war, doch das Verlangen war zu gross. Meine Hand streckte sich wie von selbst nach dem Blätterdach. Ich bekam ein kleines, frisches Blatt zu fassen, hielt es für einige Herzschläge, die sich wie eine Ewigkeit anfühlten, zwischen meinen Fingern, spürte seine Beschaffenheit, seine Lebensenergie und

meine Macht. Dann riss ich. Das Blatt segelte langsam zu Boden, schien schwerelos, ich fürchtete schon, es werde in der Luft stehen bleiben, doch es schwebte langsam immer weiter in Richtung des toten Blätterteppichs. In dem Moment, in dem es den Boden berührte, verdunkelte sich der Himmel schlagartig. Das himmlische Licht verschwand, stattdessen zog nun ein gewaltiger Sturm, ein schneidender Wind auf. Der Orkan fegte durch den Hof, riss alle blühenden Blätter vom Baum und wirbelte sie über den Dächern davon. Er wehte auch das ganze Laub zu meinen Füßen davon. Ich wollte rennen, dem Auge des Sturms entkommen, doch als ich auf meine Füße schaute, sah ich, dass an ihrer Stelle Wurzeln waren, die sich, wie die des alten Baums, tief in die rötliche Erde bohrten.

Der Traum hat mich zu stark aufgewühlt, als dass ich weiterschlafen könnte. Ich stehe auf und spritze mir etwas kaltes Wasser ins Gesicht. Unter der Stahltür fällt immer ein Spalt Licht vom Gang ins Zimmer. Ich lege mich flach auf den Boden, sodass die Nasenspitze fast den Lichtstreifen berührt. Dann hebe ich meinen Körper an. Ich mache Liegestützen, bis meine Oberarme brennend nachgeben und mein Kopf leer ist.

**Luca 5.** Ich hatte seine Eltern immer gemocht. Die Art, wie sie mit ihrem eigentümlichen Dialekt sprachen, die Art, wie sie kochten und wenn sie bei uns zu Gast waren, herzlich lachten. Doch nach diesem Gespräch hasste ich sie lange Zeit. Ich verabscheute sie und liess es sie mit meiner demonstrativen Kälte ihnen gegenüber spüren. Erst viel später, als ich bereits darüber nachdachte, diese Geschichte zu schreiben, begriff ich, dass sie nicht allein schuld daran waren, dass ich sie zu hart verurteilt hatte. Ich weiss jetzt, dass sein Vater Ismael nicht aus Wut auf ihn, sondern auf sich selbst und aus Verzweiflung geschlagen hatte. Ich will, dass man genauso, wie ich irgendwann verstand, weshalb sein Vater tat, was er tat, auch irgendwann verstehen wird, weshalb Ismael tat, was er tat. Aber ich nehme zu viel vorweg.

An diesem Morgen auf dem Weg zur Schule erzählte mir Ismael, wie ihn sein Vater am Abend zuvor geschlagen hatte und wie es dazu gekommen war. Seine Mutter hatte – und es bestürzte mich, dass ich es nicht gewusst hatte – vor einem Jahr ihren Beruf als Kindermädchen verloren. Die Kinder waren zu alt geworden, als dass sie noch eine Nanny gebraucht hätten. Seine Mutter bewarb sich zwar bei einigen Familien, fand jedoch keine, die ihre Ansprüche, die sie nach beinahe zehn Jahren bei derselben Familie hatte, erfüllen konnte. Weil sie keinen Job fand, musste sein Vater, der seine Schichten auf dem Bau zuvor wegen seinen Rückenproblemen verkürzt hatte, wieder hundert Prozent arbeiten. Anfangs genoss es Ismael noch, dass seine Mutter wieder öfter Zuhause war. Er hatte die Kinder, die sie gehütete hatte und mit denen sie oft mehr Zeit verbracht hatte als mit ihm, beneidet.

Einmal hatte ihn seine Mutter mitgenommen, als er an einem Morgen mit hohem Fieber aufgewacht war, und sie und sein Vater beide hatten arbeiten müssen. Er konnte sich noch gut an die beiden

Mädchen erinnern, die wie Zwillinge aussahen, obwohl sie zwei Jahre Unterschied hatten. Es versetzte ihm einen Stich, als er ihre braunblonden Rossschwänze sah, ihre feinen Sommersprossen und ihre dunklen Augen, die, anders als seine, strahlten und funkelten. Er konnte sich noch genau daran erinnern, wie er unter der Decke im Halbdunkeln des riesigen Gästezimmers geweint hatte, während er draussen seine Mutter mit den Mädchen spielen gehört hatte.

Doch die anfängliche Freude über ihre Rückkehr währte nicht lange. Sein Vater litt dauernd unter Schmerzen. Er konnte es in jeder seiner Bewegungen sehen, in seinem schmerzverzerrten Gesicht, wenn er etwas aus dem Keller hochtrug oder an seinen krampfhaft zusammengebissenen Zähnen, wenn er sich bückte. Am Morgen hörte er ihn beim Aufstehen stöhnen, an manchen Tagen konnte er gar nicht aufstehen. Seine Mutter musste ihm dann heisse Waschlappen auf den Rücken legen und ihn massieren, bis er sich einigermaßen entspannt hatte. An den Abendessen sprach er nur sehr wenig, noch weniger, als bei ihren früheren Abendessen zu zweit. Immer häufiger jedoch liess er giftige oder beleidigte Kommentare fallen, weil er sich ausgeschlossen fühlte, wenn Ismael und seine Mutter über etwas sprachen, das er nicht wissen konnte, weil er den ganzen Tag auf der Baustelle gewesen war. Es störte ihn, dass sie über Dinge sprachen, die er nicht verstand. Ismaels Mutter hatte viel gelesen und war klüger, als man es von einer Frau mit ihrem Beruf vielleicht erwarten würde. Wenn sie sich über Bücher oder die Schule unterhielten, schwieg sein Vater mürrisch. Nachdem er aufgegessen hatte, räumte er seinen Teller in die Spülmaschine und stellte den Fernseher auf volle Lautstärke. Anfangs strafte er Ismael meist mit Schweigen, erfüllte die ganze Wohnung damit. Doch dann begann er immer mehr zu trinken. Das erste, was er tat, wenn er nach Hause kam, war ein Bier zu öffnen

und in wenigen Schlucken zu leeren. Zum Abendessen eine halbe Flasche Rotwein und vor dem Fernseher Gin oder Whiskey bis er schnarchend einschlief. Obwohl seine Mutter nie etwas sagte, sah Ismael ihr an, wie fest es sie betrübte. Zu Beginn versuchte sie es noch mit viel Verständnis und Nettigkeit, doch als dies nichts bewirkte, schrie sie ihn immer häufiger an, konnte jedoch auch dadurch keine Reaktion von ihm gewinnen. Er sass nur immer vor dem Fernseher und ignorierte sie. Die Schmerzen und sein Werdegang stiessen ihn in eine Depression, in die er sich mit seinem Selbstmitleid noch tiefer eingrub. Ein halbes Jahr verdüsterte seine Apathie die Stimmung der Familie. Doch dann kam dieser Abend.

Ismael war gut gelaunt von der Schule nach Hause gekommen. Er hatte seit langem wieder eine gute Note zurückbekommen, obwohl er in letzter Zeit immer öfter mit den Älteren aus dem Block rumgehangen hatte. Beim Abendessen erzählte er von seiner Note, er war Klassenbester gewesen. Nachdem ihn seine Mutter gefragt hatte, worüber denn die Prüfung gewesen war, und sie eine Zeit lang über den Ersten Weltkrieg diskutiert hatten, sagte sein Vater plötzlich mit schneidendem Ton: «Marokko hatte gar nichts mit dem Ersten Weltkrieg zu tun!» Daraufhin antwortete Ismael erstaunt: «Doch und wie, die Marokkokrise war ausschlaggebend für die Bündnisse während des Kriegs, wusstest du das nicht?» Noch während er es aussprach, merkte er, wie in seinem Vater etwas riss. Seine Adern traten auf seiner hohen Stirn hervor und seine Augen blitzten vor Wut. «Ich bin dein Vater, tu nicht immer so, als wärst du klug! Du musst mich nicht belehren! Das ist immer noch meine Aufgabe!» Damit stand er auf, wischte den Teller und das Glas, die vor Ismael standen vom Tisch und packte ihn am Kragen seines Poloshirts. Obwohl Ismael seinen Vater mittlerweile überragte, kam er sich unglaublich klein vor in dessen Pranken. Der Schnauz seines

Vaters bebte, während er Ismael anbrüllte, sodass ihm Spucke ins Gesicht spritzte. «Ich bin immer noch dein Vater, also tu nicht so, als wärst du klüger als ich!» Mit diesen Worten schmetterte er seine Faust mit einer Kraft in sein Gesicht, dass Ismael nach hinten stolperte und sich den Kopf am Bücherregal stiess. Er krachte zu Boden, seine Mutter stürzte zu ihm, sein Vater stand über den beiden und blickte mit hasserfühltem Blick auf seinen Sohn, in dessen markanter Nase, hoher Stirn, noch dünnem Schnauz und dunklen Augenbrauen er sich selbst erkannte. Dann stürmte er hinaus.

Ismael legte sich in sein Bett unter das dünne Laken und begann bei dem Gedanken an seinen Vater, wie er an seinem Bettende stand und ihm mit den Schwingen des Schmetterlings kühle Luft zufächerte, fürchterlich in sein Kissen zu schluchzen.

Nachdem er zu Ende erzählt hatte, starrten wir beide auf unsere dreckigen Turnschuhe. «Das Leben ist mies.» Mehr wusste ich nicht zu sagen. Vor dem Schulhaus blieben wir beide stehen. Wir waren bereits zwanzig Minuten zu spät und warteten beide darauf, was der andere tun würde. Irgendwann sagte ich, dass wir drauf scheissen sollten und lief in Richtung der nächsten Busstation. Wir setzten uns ohne ein bestimmtes Ziel in den Bus. An der schnaufenden Heizung zu unseren Füßen wärmten wir unsere steifen Hände auf. Wir sprachen nicht, blickten nur auf die triste Umgebung der Langstrasse. Auf einer Bank schlief trotz der Kälte ein Penner, zu seinen Füßen zwei grosse Einkaufstaschen mit seinen Habseligkeiten, und an einer Ecke standen zwei Huren, die unter ihren langen Mänteln nichts weiter als einen knappen Rock und ein kurzes Top trugen, und warteten auf wer auch immer um diese Uhrzeit eine Prostituierte wollte. Ismael hatte sein Gesicht an die kühle Scheibe gelehnt, von unten strömte die warme Luft um sein

Kinn. «Das Leben ist wirklich mies», sagte er, während er geräuschvoll ausatmete. Wir kauften uns schliesslich in einem dieser schäbigen Spirituosenladen, die auch legal Cannabis verkaufen, eine Flasche Vodka und eine Packung Chips und setzten uns vor einem Nachtclub auf die Treppenstufen. Wir leerten die Flasche innert einer halben Stunde, liefen eine weitere Stunde quer, torkelnd und lallend, durch die Stadt – denn wir hatten beide ausser den Chips nichts gefrühstückt – und fanden schliesslich irgendwie zu mir nach Hause. Meine Eltern waren beide bei der Arbeit, weshalb wir uns in der Küche einen Joint bauten und Toasts mit Spiegelei machten. Wir rauchten den Joint unter dem rauschenden Abzug und verputzten dann die Brote. Meine Beine und Arme fühlten sich bleiern an und meine Auglider waren viel zu schwer, als dass ich sie offen behalten konnte. Auch Ismael drückte die Schwere in die Kissen des Sofas. Wir schafften es noch, uns in mein Bett zu schleppen und die Tür zu schliessen, damit wir nicht sofort entdeckt würden, wenn jemand früher nach Hause käme, dann schliefen wir übereinander ein.

**Sophie 2.** «Der Regen hielt an, und auch der nächste Tag begann mit Regen. Ich lag im Bett und hörte ihm dabei zu, wie er unentwegt auf den Sonnenschirm auf der Terrasse prasselte. Mich überkam ein melancholisches Gefühl, was seltsam war, so früh am Morgen. Im Haus war es noch still, also war es noch vor sieben Uhr, weil ja die Putzfrau noch nicht da war. Irgendwann beschloss ich, dass es besser war, aufzustehen, als im halbdunkeln Zimmer liegen zu bleiben. Ich öffnete die Fensterläden und ging duschen. In der Dusche verwandelte sich die Melancholie in eine traurige Schwermut. Ich begann zu weinen, ganz leise, um Mom und Dad nicht zu wecken. Irgendwann drehte ich das Wasser aus, und stellte mich vor den Spiegel. Und während ich mich so nackt im Spiegel betrachtete, spürte ich, dass sich heute etwas verändern würde. Ich wusste nicht, woher dieses Gefühl kam, aber es fühlte sich an, wie wenn man in der Achterbahn sitzt, am höchsten Punkt, und nur darauf wartet, dass sie in die Tiefe stürzt. Im Laufe des Tages verzogen sich die schiefergrauen Wolken, und mit ihnen das hohle Ziehen in der Magengegend. Und wie versprochen, packte ich am späten Nachmittag meine Badetasche und fuhr mit dem Fahrrad den Hang hinunter zum türkisenen Haus.»

**Nils 5.** Ich habe schon den ganzen Tag auf das Summen der Klingel gewartet. In Berlin hatten wir eine Klingel, die mich jedes Mal erschreckte. Ihr Ton war viel zu hoch und ganz schrill, wie der des Vogels gestern. Ich habe ihn heute schon wieder gehört. Zuerst wollte ich wieder rausschauen, um zu sehen, ob ich ihn irgendwo finde. Aber dann hab' ich gehört, dass immer noch grosse Tropfen gegen die Scheiben klatschten, und da dachte ich mir, dass er bei so Wetter bestimmt ganz tief in der Baumkrone sitzt, damit er nicht so nass wird. Und dort hätte ich ihn sowieso nicht gefunden. Also hab' ich's gelassen und bin liegen geblieben. Zuerst habe ich gehofft, dass ich noch mal einschlafen könnte, obwohl ich das nie kann. Auch heute nicht. Auf jeden Fall bin ich dann irgendwann aufgestanden, und dann kam mir das mit Sophie und der Klingel wieder in den Sinn. Und seitdem konnte ich an nichts anderes mehr denken.

Als jetzt die Klingel endlich summte, bin ich zuerst erschreckt, weil ich mich trotz allem an die Schringel in Berlin gewöhnt hatte. Schringel steht für schrille Klingel, noch so ein Wort, das ich erfunden habe. Das Summen der neuen Klingel hat mich an einen Bienenschwarm erinnert. Ich habe schnell den Knopf für die Gegensprechanlage gedrückt und gesagt, dass ich in zwei Minuten unten sei. Als ich meine Tasche aus der Schublade unter meinem Bett geholt habe und wieder aufgestanden bin, haben die Billardkugeln gerasselt. Ich hab' mir kurz an die Schläfe geschlagen und bin runtergerannt. Nach paar Stufen bin ich aber nochmal hochgerannt, um Mama und Papa einen Zettel zu schreiben und nochmal in den Spiegel zu schauen. Meine Haare störten mich, obwohl ich darauf bestanden hatte, dass Mama sie schneiden solle, weil ich es so hasse, zum Friseur zu gehen. Ich hasse den Geruch nach nassen, fisch geschnittenen Haarknäueln, die überall am Boden liegen, ich hasse es, wenn sie mit diesem Sprühding die Haare

feucht machen und noch mehr hasse ich es, dass man dabei immer vor so einem riesigen Spiegel sitzt und der Friseur unbedingt mit einem sprechen will. Ich glaub' denen das sowieso nicht. Als ob die wirklich den ganzen Tag fremden Leuten zuhören wollen, wie die von ihren Problemen erzählen. Ich wuschelte kurz durch meine Haare, damit sie nicht mehr so platt in meine Stirn hingen. Dann rannte ich nach unten. Sophie begrüßte mich mit: «Das waren drei Minuten.» Ich wusste nicht, ob sie mir böse war, aber sie lächelte wieder. Ihre Vampirzähnen brachten mich auf andere Gedanken. Jetzt laufen wir nebeneinander her. Ich schiebe ihr Fahrrad, weil meins noch nicht aus Deutschland geliefert wurde. Es windet ein bisschen und die Strasse ist noch feucht. Wir laufen unter einem Apfelbaum durch, der über die Strasse ragt. Ein Windstoss, der durch die Blätter fährt, lässt einen feinen Schauer über uns rieseln, so dass die ganze Luft flimmert. Sophie kneift lachend die Augen zusammen, und ich bemerke, dass sie helle Sommersprossen hat. Meine Lippen kribbeln irgendwie ganz komisch, und ich glaube, ich will sie küssen. Stattdessen frage ich sie, wie alt sie ist. «Fünfzehn, aber fast sechzehn. Also naja, eigentlich erst in vier Monaten. Und du?» Ich mag es nicht, wenn Leute nach meinem Alter fragen. Entweder sie sind erstaunt, dass ich trotz meiner Grösse noch nicht achtzehn bin, oder sie wundern sich, dass ich, obwohl ich schon siebzehn bin, noch so kindisch bin. «Und du. Äh... ich, ich bin siebzehn.» Sie schaut mich an und ich weiss nicht, was der Blick bedeuten soll. «Hm, ich glaub siebzehn ist ein scheiss Alter. Mit sechzehn darf man den ersten Alkohol kaufen und mit achtzehn Auto fahren und noch mehr Alkohol kaufen. Aber mit siebzehn ist man so zwischen erwachsen und Kind sein und darf gar nichts Neues. Ausserdem ist meine Schwester auch siebzehn. Und der geht's echt beschissen.» Ich weiss nicht, was ich darauf antworten

soll, aber zum Glück sind wir sowieso gerade am See angekommen. Er sieht ziemlich wellig aus und das Wasser ist graublau, und wahrscheinlich kalt nach dem vielen Regen. Sophie breitet ihr Handtuch aus und zieht sich sofort das Trägershirt über den Kopf. Dann zieht sie sich auch die Hose aus, während ich nur dastehe und sie anstarre. Bevor sie wieder zu mir schaut, tue ich schnell so, als würde ich in meiner Tasche nach etwas suchen. Und dann fällt mir plötzlich auf, dass ich meine Badehose ja noch gar nicht anhabe. «Gibt's hier irgendwo Umkleidekabinen?», frage ich unsicher. Sophie lacht. Ich glaube, das heisst nein. «Ich kann dir mein Tuch rumhalten, dann kannst du dich so umziehen», schlägt sie vor und streicht sich dabei eine Haarsträhne hinter die Ohren. Sofort wird sie ihr wieder ins Gesicht geweht. Hier am See windet es noch stärker und ich habe Angst, dass ihr, während sie's um mich hält, das Tuch aus den Händen geweht wird. Aber ich habe ja keine Wahl. Also ziehe ich mich um, was gar nicht so einfach ist in diesem Tuch. Ich schaue immer wieder, dass sie auch nicht ins Tuch guckt, aber irgendwie hoffe ich auch, dass sie es doch tut. Einmal treffen sich unsere Blicke und ich glaube, ich habe sie ertappt. Aber sicher bin ich mir nicht. Sicher bin ich mir nie. Nachdem ich mich angezogen habe, rennen wir zum Ufer. Sophie hält zuerst nur den Zeh ins Wasser und kreischt leise auf. Ich will sie beeindrucken, darum springe ich direkt mit einem Kopfsprung in die Wellen. Es ist kalt, aber weniger kalt als gedacht. Eigentlich macht es fast keinen Unterschied zur Luft, weil der Wind draussen so kalt ist. Ich spritze sie nass und sie kreischt nochmal. Wir schwimmen zu einem Floss, aber in der Mitte ruft Sophie plötzlich, dass sie nicht mehr kann. Zuerst denke ich, sie ertrinkt wirklich, aber dann merke ich, dass sie nur so tut. Ich schwimme trotzdem zu ihr. Sie hält sich an meiner Schulter fest und ich spüre ihr Bein an meinem. Zuerst streift sie nur

ganz kurz mein Schienbein und ich erschrecke zuerst, weil ich denke, dass es ein Fisch ist. Aber dann hält sie sich noch fester und ich spüre ihren Oberschenkel an meiner Hüfte. Mir wird warm, und ich glaube, ich werde ein bisschen rot. Sie streicht mir sogar noch durch die Haare, weil ich eine Alge oder so drin habe. Eigentlich peinlich, aber bei ihr ist es mir irgendwie egal. Und dann drückt sie plötzlich meinen Kopf unter Wasser und schwimmt lachend davon. Ich schlucke Wasser und pruste, als ich wieder an die Oberfläche komme. Ich schwimme ihr nach und klettere hinter ihr die Leiter zum Floss rauf. Ihr Hintern ist dabei direkt vor meinem Gesicht und plötzlich spüre ich, wie meine Badehose enger wird. Das ist mir noch nie in der Öffentlichkeit passiert. Sie legt sich aufs Floss und ich setzte mich so hin, dass sie es nicht sieht. Sie liegt auf dem Rücken und schaut zu mir hoch. Sie sieht sehr schön aus. Ihr Haar ist wieder viel dunkler als normalerweise. «Willst du dich nicht hinlegen?», fragt sie mit ihrer hellen Stimme, die das CH aber immer ein bisschen kratzig klingen lässt. Ich schaue durch die Spalten zwischen den Planken auf das Wasser, das unter dem Floss eine grünliche Farbe hat, und schüttele beschämt den Kopf. Das Holz ist rau. Obwohl ich glaube, dass ich mir vielleicht bald einen Splitter holen werde, streiche ich immer wieder über die Oberfläche. Es ist helles Holz, sieht sehr neu aus, aber dort, wo Wasser draufgetropft ist, ist es dunkel, eigentlich wie Sophies Haare. Ich glaube, auch sie schaut jetzt durch die Schlitz auf das Wasser, denn sie hat sich auf den Bauch gedreht. Eine dicke Kette, an der das Floss befestigt ist und die mit schleimigen Algen und kleinen Muscheln bewachsen ist, verschwindet im dunklen Grün. Sophie hat den Kopf auf die Seite gedreht, sodass ich nur noch ihr kleines rechtes Ohr zwischen tropfenden Haarsträhnen sehen kann. Ihre Ohrläppchen sind mit einem kaum erkennbaren hellen Flaum bedeckt. Ich würde sie gerne

berühren und darüber streicheln, aber ich fahre nur weiter über die rauen Holzplanken. Plötzlich, als meine Erektion gerade dabei ist zu verschwinden, öffnet sie mit einem geschickten Griff an ihren Rücken ihr Bikinioberteil und streicht sich die langen Haare aus dem Nacken. Ungläubig starre ich auf ihren nackten Rücken und auf ihren Leberfleck, der vorher noch unter ihren Haaren verborgen war. Ihr Rücken ist schmal, ihre Schultern sehen fast schon zerbrechlich aus und in der Kerbe, die die Wirbelsäule andeutet, ist der gleiche feine Flaum, den man nur bei ganz genauem Hinschauen sieht. Ich starre lange auf den Leberfleck, kann meinen Blick fast nicht mehr abwenden. Er ist rosa und sieht aus wie eine kleine Insel im Ozean ihrer braunen Haut. Dieser kleine Makel ihres Körpers erfüllt mich mit noch mehr Zuneigung, sodass mein Herz fast platzt. Ich würde es so gerne küssen, aber ich weiss, dass ich das nicht darf. Ich schaue nun auf die Stelle, an der vorhin noch die beiden Schnüre den Bikini zusammengehalten haben. Ich merke, wie mein Ding wieder härter wird und lege mich jetzt auch auf den Bauch über eine der Spalten. Ich lege meine Wange auf das schroffe Holz und schaue in die gleiche Richtung wie Sophie. Von hier sehe ich die Seite ihrer rechten Brust, was die Sache nicht besser macht. Siebzehn ist echt ein beschissenes Alter. So zwischen Mann und Kind zu schwanken, ist ganz schön anstrengend.

**Sophie 3.** Eli schien mit den Gedanken irgendwo weit weg zu sein. Ihr Blick war traurig. Ich erzählte schnell weiter, in der Hoffnung sie abzulenken. «Ich spürte seinen Blick auf meinem Rücken. Ich wusste nicht, ob es mir unangenehm war oder nicht. Nachdem auch er sich hingelegt hatte, drehte ich mein Gesicht zu ihm um und erwischte ihn dabei, wie er mir auf die Brüste schaute. Irgendwie war er wie ein kleines Kind, wirkte unbeholfen in der Welt, die für ihn irgendwie neu schien. Er fuhr andauernd mit seinen Händen über alle Flächen, tastete wie ein kleines Kind alles ab. Neben dem Floss war wohl ein Fisch aus dem Wasser gesprungen. Nils drehte sich erschrocken nach dem Platschen um. Ich lachte. Dann band ich mir mein Bikinioberteil wieder zu und stand auf. *«Lass uns gehen, sonst wärmst du dich zu fest auf, und dann willst du gar nie mehr ins Wasser.»* Er stand nicht sofort auf, also ging ich schon Mal zum Rand. Ich drehte mich noch Mal kurz um, aber er sass immer noch dort. Also sprang ich ins Wasser. Ich hatte keine Lust mehr, auf ihn zu warten. Als ich wieder auftauchte, war er gerade dabei abzuspringen. Und da wusste ich auch, wieso er gewartet hatte, bis ich gesprungen war. Er hatte eine Latte. Ich tat so, als hätte ich nichts bemerkt und wir schwammen zurück ans Ufer. Mir war kalt in meinen nassen Sachen, aber irgendwie war mir unwohl dabei, mich vor ihm mit umgewickeltem Tuch umzuziehen. Also sagte ich bloss, er solle schnell machen und packte meine Sachen. Auf dem Rückweg sprachen wir nichts. Ich weiss nicht, weshalb, aber irgendwie war mir seit dem Floss unwohl zumute. Er schielte immer wieder zu mir, wenn er dachte, dass ich es nicht bemerken würde. Und auch auf meine Brüste unter dem nassen Stoff. Und auf meinen Nacken, meine Ohren, meine Arme und Hände. Er beobachtete mich von oben bis unten, so als würde er sich alles ganz genau einprägen. Als wir an einer tiefen Mauer

vorbeikamen, die einen Riss quer durch den ganzen Stein hatte, fuhr er die gezackte Linie mit dem Finger nach. Von Anfang bis Ende. Ich war froh, als wir bei seinem Haus ankamen, und ich mich endlich aufs Fahrrad schwingen und davonfahren konnte. Ich drehte mich zwar nicht mehr um, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass er mir lange hinterherschaute.»

**Karim 2.** Die Zeit zerfließt. Jedes Mal, wenn ich wieder aufwache aus meinem dumpfen Schlaf, muss ich mich wieder neu orientieren. Immer wieder Elis Gesicht vor den kalten Lampen. Sowieso ist mir kalt und alles um mich herum auch. Die medizinische Kälte und das desinfizierte Weiss des Wageninnern. Es kommt mir vor, als könnte ich den kühlen Fahrtwind spüren, als würde er um meine nackte Brust wehen. Ich kann mich nicht erinnern, wer mir die Weste und den Pullover ausgezogen hat. Die Angst kommt immer wieder in mir hoch. Manchmal habe ich das Gefühl, ich müsste mich übergeben, vielleicht wäre es dann besser, vielleicht könnte ich die Angst und den Schmerz aus meinem Körper würgen. Ich versuche an etwas Schönes zu denken, etwas, das mich beruhigt. Ich schaue an die Decke, Elis Anblick bringt mich zum Weinen und ich will nicht weinen. Ich darf ihr nicht zeigen, wie schlimm es wirklich ist und wie grosse Angst ich habe. Ich denke an mein Zimmer, versuche mich krampfhaft an diesem verschwimmenden Bild festzuklammern.

Eli sitzt auf meinem Bett. Die Bettdecke ist dunkelgrün. «Ich möchte dich malen. Deine Augen haben genau dieselbe Farbe wie die Bettdecke.» Elis Wangen werden kurz rot, wie immer, wenn ich sie zeichnen möchte. Es ist ihr unangenehm und ich glaube, sie weiss nicht, wie schön sie wirklich ist. «Okay, aber nur, wenn du mir das Bild nachher schenkst», sagt sie. Ihr Zimmer ist schon voll von meinen Zeichnungen. Ich krame einen Bleistift und ein paar Wasserfarben aus einer Schublade in meinem Schreibtisch. Die Pinsel liegen schon auf der Tischplatte. Ich muss nur noch kurz ein Glas Wasser aus der Küche holen. Als ich zurückkomme sitzt Eli an die Wand gelehnt, einen dunkelblauen Zettel in der Hand. «Du solltest unbedingt mitmachen!», meint sie. Es ist eine Ausschreibung

für ein Stipendium in Berlin. Man muss eine Mappe mit verschiedenen Zeichnungen, Skizzen und gemalten Bildern sowie einem eigenen Teil, den man frei entscheiden kann, einsenden, um am Wettbewerb teilzunehmen. «Ich weiss nicht. Ich glaub' nicht, dass ich gut genug bin», erwidere ich. «Einen Versuch ist es wert. Du kannst ja nichts verlieren.» Ich denke da anders. Ich habe Angst, dass ich mich durch eine Abweisung entmutigen lassen würde, dass ich meinen Traum von New York aufgeben würde.

Ich male und zeichne schon seit ich sechs Jahre alt bin. Schon im Kindergarten wurde ich von der Kindergärtnerin für meine Malkünste gelobt. Und so ging es immer weiter. In der Schule und auch Zuhause verbrachte ich meine meiste Zeit mit malen. Ich ging zwar gerne raus spielen und hatte damals auch noch viele Freunde, aber am wichtigsten war mir immer das Zeichnen. In der Primarschule war ich immer der beste im Zeichnen gewesen, und im Gymnasium gewann ich sogar den Kunstwettbewerb der Schule. Bisher ging es also immer nur bergauf. Deshalb auch die Angst vor der Zurückweisung, weil ich nie lernen musste mit Kritik umzugehen. Aber ich weiss, dass sie irgendwo dort draussen lauert, irgendwo hinter den ganzen leeren Leinwänden, die ich noch bemalen werde. Eli hat den Zettel wieder auf den Fenstersims gelegt. Das Nachtblau sieht schön aus auf dem dunklen Holz, vielleicht sollte ich nicht nur Eli, sondern auch mein Zimmer malen. Sie hat das rechte Bein gestreckt und das linke angewinkelt und unter das gestreckte geschoben. Mit den Händen steckt sie sich gerade die Haare mit einer Klammer in einem Knoten nach oben. Einige nussbraune Strähnen hängen ihr auf der Seite immer noch ins Gesicht und über den Hals. «Bleib genau so! Nicht bewegen!» Sie lacht. Ich schiebe schnell die kleine Staffelei vor mich und beginne zuerst mit feinen Bleistiftstrichen die Umrisse Elis auf die

cremeweisse Leinwand zu werfen. «Okay, die Arme kannst du runternehmen, aber das Gesicht muss so bleiben.» Du streichst dir die Haarsträhnen aus dem Gesicht hinters Ohr und legst die Hände in deinen Schoß. Ich skizziere deine Gesichtszüge. Die geschwungenen Augen, die Wimpern und die dunklen Augenbrauen. Deinen Mund und deine Lippen, die kleine Lachfalte rechts davon. Dein spitzes Kinn und deine Nase, die Ohren, wobei vom rechten nur den Ansatz. Die Strähnen, die vorhin noch in deinem Gesicht waren. «Okay, mit der Skizze bin ich fertig, du bist frei», sage ich. Ich bin zufrieden mit der Skizze. Ich halte die Farbpalette in der linken Handfläche und mische die Farben mit meiner Rechten. Zuerst male ich den Grundton des Gesichts. Ich finde den richtigen Ton auf Anhieb. Die Wangen ein kleines bisschen rötlich. Dann die Haare in einem warmen Nussbraun. Die Glanzpunkte im Haar gelingen mir gut. Die Augen und dann die Lippen in einem blassen Rot. Für die Schattierung wähle ich ein blau. Es ist zwar gewagt, aber dadurch wirkt das Bild weniger düster und kalt, sondern eher wie ein warmer Nachmittag, denn ich mische das Blau mit etwas Rot und Orange sowie Weiss. Die Schlagschatten hinter dem Nasenrücken, unter den Augen. Zuletzt noch die ganze dem Fenster abgewandte Seite leicht blau schattieren. Eli ist fertig. Es fehlt nur noch ihr Körper, die Arme und die überkreuzten Beine, die Kleider und dahinter die Wand voller Blätter mit Bleistiftskizzen, Entwürfen mit Farbe auf Karton, selbstentworfenen Stickern und schwarz-weiss Fotos. Ich male den Hintergrund zu Ende, während Eli in einem abgenutzten Reclam Büchlein liest. Das Licht wird immer oranger und scheint, als ich fertig bin, horizontal durch das grosse Fenster rein. «Fertig!» Eli steht auf und stellt das Büchlein zurück in mein Regal. «Wurde aber auch Zeit», sagt sie. «Nur weil du eine Frau malst, heisst das nicht, dass du ihr keine

Aufmerksamkeit mehr schenken musst.» Ich lache und ziehe sie zu mir. Wir küssen uns. «So und jetzt zieh dich aus und wir machen das ganze nochmal nackt.»

«Tss, der Herr hat Ansprüche. Wenn du ganz lieb bist, vielleicht irgendwann mal.»

**Luca 6.** Als ich aufwachte, war Ismael weg. Draussen dämmerte es bereits und ich hörte gerade, wie meine Mutter nach Hause kam. Beim Abendessen schwieg ich. Später in meinem Zimmer setzte ich mich aufs Bett und begann zu schreiben. Es war das erste Mal, dass ich etwas über ihn schrieb. Ich schrieb darüber, wie es sich für ihn anfühlen musste und wie wir den Tag verbracht hatten und übereinander eingeschlafen waren.

Am nächsten Morgen klopfte ich nicht an sein Fenster. Und er kam nicht in die Schule. Und auch am Tag darauf kam er nicht. Als ich ihn das nächste Mal sah, war mit seinen Jungs unterwegs. Sie kamen mir auf der Strasse entgegen und ich glaube, sie kamen gerade vom Friseur. Sie hatte die Seiten alle auf dieselbe Weise frisch rasiert. Ismael ging in der Mitte und etwas schneller als die anderen – er tat das schon, seit ich ihn kannte – so, als wolle er ihnen einen Schritt voraus sein. In seinem Mundwinkel brannte eine Zigarette, seine Augen waren rot. Er sah asozial aus in seinen weiten Trainerhosen mit den Brandlöchern, den schief abgetretenen Reeboks und der Daunenweste. Der einzige Unterschied zu den anderen war, dass er sie, obwohl sie älter waren, alle überragte. Es war mir unangenehm ihn mit den anderen zu sehen. Ich hatte sie noch nie gemocht, obwohl ich sie nur vom Sehen kannte. Als wir fast auf gleicher Höhe waren, sagte ich ihm mit möglichste fester Stimme Hallo. Und obwohl wir uns für richtige Begrüssungen schon zu lange kannten, nickte er mir nur zu, ohne mir wirklich in die Augen zu schauen. Ich ging an ihm vorbei und musste die Tränen unterdrücken. Ich spürte, dass sich die anderen nach mir umdrehten und hörte sie lachen und fragen, wer ich sei. Was Ismael antwortete, verstand ich nicht mehr. Ich lief schneller, war wütend und enttäuscht und verletzt.

Nachdem ich mich seit langem wieder nah und wichtig in seinem Leben gefühlt hatte, war er jetzt nur noch distanzierter. Wenn ich ihn abends draussen traf, gab er mir auf einmal immer einen Handschlag, ohne mich dabei anzusehen. Wir wechselten ein paar bedeutungslose Worte und trennten uns wieder. Seine Gruppe machte oft Stress. Wenn sie tranken, wurden sie laut. Fragten andere nach Zigaretten, stahlen ihren Alkohol und schlugen Fensterscheiben ein. Sie besprayten Züge und malten an Häuserwände, und ab einem gewissen Alkoholpegel begannen sie sich immer zum Spass zu prügeln. Ich vermutete, dass er seine blauen Augen, die sich häuften, darauf schob. Es tat mir weh, ihn so zu sehen, aber ich ertappte mich auch dabei, wie ich dachte, dass es ihm recht geschehe. Er kam immer weniger zur Schule, an sein Fenster klopfte ich nicht mehr. Er hatte begonnen Gras und Pillen zu verticken. Manchmal sah ich ihn, wie er sich am Friedhof mit Kunden traf. Er sass immer auf derselben Bank und rauchte. Wenn ein Kunde kam, holte er die vorbereiteten Päckchen hervor, die er immer an seine Eier klebte und zog das Geld ein. Mit den Kunden, die er mochte, rauchte er meistens noch einen Joint. Mittlerweile war ich sogar im Sport besser als er, weil seine Raucherlunge nicht mehr mitmachte.

**Ismael 5.** Obwohl ich jetzt schon über drei Monate hier bin, habe ich immer noch Entzugserscheinungen. Heute sind sie besonders stark, was vermutlich auch an der Hitze liegt. Die Sonne brennt aus dem wolkenlosen Himmel, man kann die vertrocknenden Gräser fast schon knistern hören. Der Sommer kommt mir endlos vor. Endlos und schrecklich. Ich wurde wieder in meine erste Zelle verlegt. Die Gitterstäbe vor dem Fenster blitzen im grellen Licht. Sie erinnern mich an scharfe Klingen. Ich liege auf dem Bett und starre aus dem Fenster. Stacheldraht vor weitem, hellblauem Himmel. Der Anblick macht mich müde, aber er ist besser als die unbeseelten, trostlosen Wände. Die Kopfschmerzen fühlen sich an, als würde mir jemand einen Nagel in den Nacken hämmern. Ich überlege mir aufzustehen und aus dem Fenster zu schauen, um etwas frische Luft zu bekommen. Ich richte mich auf, werde aber durch pochenden Schmerz in den Schläfen sofort wieder zum Hinlegen gezwungen.

Gestern habe ich zum ersten Mal mit dem Psychologen gesprochen. Seit dem Vorfall mit Dr. Wilmar habe ich einen anderen. Er hat sich mit Aleksander vorgestellt und gesagt, dass er ursprünglich aus Polen kommt und seine Eltern auch als erste Generation in die Schweiz kamen. Er war mir von Anfang an sympathischer als Dr. Wilmar. Er wirkte nicht so, als hätte er sein Leben lang nur gelernt und keine Ahnung vom Leben. Er begann damit, mich über mein Leben zu befragen. Aber nicht über meine Ängste oder irgendein Trauma, sondern einfach über alltägliche Dinge. Was ich in meiner Freizeit gemacht habe, wie ich Geld verdient und was für Drogen ich schon ausprobiert habe. Er erzählte mir sogar von sich. Dass er als Jugendlicher auch auf die falsche Bahn gekommen sei, weil sein Vater sich umgebracht hatte. Auf dem Balkon erhängt. Aleksander fand ihn, als er aus der Schule nach Hause kam. Er war dreizehn. Danach begann er Drogen zu nehmen, um den Schmerz zu lindern,

zu dämpfen, wie er sagt. Er erklärte mir, dass er aber irgendwann erkannte, dass er den Schmerz damit nicht bekämpfte, sondern ihn nur immer tiefer eingrub. Er sagte, dass dadurch zwar die Narben auf seiner Haut verschwanden, er dafür langsam an seinen inneren Blutungen zugrunde ging. Er erzählte davon, wie er mit fünfzehn seinen ersten Entzug machte, nachdem er zuerst alten Leuten im Museum die Brieftaschen gestohlen und später Leute, die nach dem Ausgang nach Hause liefen, mit Messern bedroht und ausgeraubt hatte. Den Entzug begann er, weil er einen ehemaligen Boxer bedroht hatte, der ihm daraufhin die Nase brach und eine Schädelfraktur verpasste. Er erzählte mir, dass er, als er in dieser Dezembarnacht auf der gepflasterten Strasse der beleuchteten Altstadt lag und dachte, er würde sterben, sich schwor, mit den Drogen aufzuhören. Ich wusste, dass er mich verstehen würde. Deshalb habe ich ihm gestern auch zum ersten Mal von mir erzählt. Ich habe aber nicht mit dem Anfang begonnen, sondern mit dem Abend, der ausschlaggebend war. Ausschlaggebend für alles.

Mein Vater schlug mich mittlerweile schon seit über einem Jahr. Zur Schule ging ich kaum noch. Ich verbrachte meine Tage stattdessen damit, mit den älteren aus dem Quartier im Hinterhof zu sitzen und uns die Zeit zu vertreiben. Wir hatten Campingstühle und einen Klappstisch gekauft und uns im Innenhof hinter der Pizzeria, die einem Cousin von Malik gehörte, eingerichtet. Wir hörten Musik, packten Haschplatten ab und rauchten Shisha mit Gras. Der Boden war übersät von Plastikbeuteln in allen Grössen, mit denen wir das Gras abpackten, der Klappstisch war voller Pillen, klebrigem Hasch und manchmal sogar Kapseln Kokain. Hamza, der einzige von uns, der ein eigenes Auto hatte, verteilte die Lieferungen, in seinem Kofferraum und unter den Sitzen versteckt,

in der Stadt. Wir dachten, wir seien die Könige der Welt. Es fühlte sich gut an, mit so wenig Aufwand so viel Geld zu machen. Aber manchmal lag ich abends im Bett und dachte mir, dass es nicht so einfach sein konnte, dass irgendwo ein Haken sein musste. Aber es lief weiterhin alles perfekt. Nur zu Hause wurde es immer schlimmer. Ich kam oft spät nach Hause, ass meistens auswärts. Sowieso war ich zu dieser Zeit fast nur draussen. Ich stand morgens um halb sieben auf und machte mich bereit für die Schule, zu der ich nicht ging. In meinen Rucksack packte ich die Beutel voll Hasch und Gras und setzte mich damit auf den Friedhof. Manche Stammkunden kamen schon vor acht Uhr zu der Bank, auf der ich immer sass, und holten ihren Tagesbedarf. Den restlichen Tag verbrachte ich mit meinen Jungs, abends kam ich, wenn möglich, erst nach Hause, wenn mein Vater schon vor dem Fernseher schlief. Und wenn ich ihn dann hörte, wie er gegen Mitternacht auch ins Bett ging, schlich ich mich oft noch raus. Ich lief durch die leeren Strassen, hörte *Riders on the Storm* in Endlosschleife und liess meinen Gedanken freien Lauf. Nur in diesen Nächten, wenn die Stadt schon lange schlief, nur noch ich durch die breiten Strassen schlenderte, war mein Kopf frei. Tagsüber fühlte er sich oft an, als würde er jeden Moment explodieren. Das Gras dämpfte es, aber sonst ging's mir in dieser Zeit richtig schlecht. Manchmal schlief ich mehrere Tage nicht, nur wegen diesen scheiss Kriegen in meinem Kopf. Dann war meine einzige Rettung der Coffee Shop des Inders an der Ecke. Fast nächtlich spiegelten sich die leuchtenden, bunten Flaschen in meinen Augen. Draussen war es immer noch warm, das kalte Wasser aus dem Gefrierschrank tat gut, senkte mein Fieber, wenn es kühl meine Kehle runterfloss. Aber etwas fehlte auch dann. Etwas fehlte immer in dieser Zeit, und trotzdem fühlte ich mich nie so lebendig, wie in diesen viel zu langen Nächten.

Meine Mutter tat mir leid. Sie bekam mich kaum noch zu Gesicht, und ich sah, wie es sie traf. Aber jedes Mal, wenn mein Vater mich wieder schlug, während sie nur daneben sass und wegschaute oder aufstand und in ihr Zimmer ging, dachte ich mir, dass es ihr recht geschehe.

An jenem Abend kam ich früh nach Hause, weil meine Mutter Geburtstag hatte. Ich hatte ihr Lieblingsparfum für sie gekauft und es sogar selbst eingepackt. Darin hatte ich Übung. Mein Vater hatte es auch geschafft, früher freizubekommen, und brachte eine Flasche Wein mit. Wir setzten uns auf unseren kleinen Balkon, von wo man auf den Friedhof sehen konnte, und tranken. Irgendwann ging mein Vater rein. Als er wieder rauskam, hatte er die Shisha dabei, die seit Jahren unbenutzt auf unserem Bücherregal gestanden hatte. Die Kohle glühte, das Wasser blubberte, wenn man den süßen Dampf einsog, und die tiefstehende Sonne vergoldete den Friedhof sowie die braunen Gesichter meiner Eltern. Und in diesem Augenblick war alles wie früher, und ich war, vielleicht sogar zum ersten Mal, glücklicher als in Marokko. Nachdem die Sonne untergegangen war und wir auf dem Balkon zwei Torten zum Abendessen gegessen hatten, eine Geburtstagstradition, holte ich das Parfum aus meinem Zimmer, um es meiner Mutter zu geben. Sie öffnete es und ihre Augen strahlten, wie die eines kleinen Kindes, als mein Vater mit forscher Stimme fragte, woher ich so viel Geld hätte. Ich erwiderte nur, dass ich gespart hätte. Er glaubte mir kein Wort. «Was fällt dir ein, mit deinem dreckigen Geld so ein teures Geschenk für deine Mutter zu kaufen. Wolltest mal wieder zeigen, dass du besser als dein Vater bist, was?» Ich starrte ihn hasserfüllt an, brachte kein Wort heraus. Er starrte zurück, aber ich hielt ihm stand. Dieses Mal wollte ich nicht nachgeben. Wir standen uns gegenüber, zwischen uns der

kleine Tisch mit der Shisha und meine Mutter, die sich ihr Parfum an die Brust drückte und uns verzweifelt anschaute. «Ich hasse dich! Es ist nicht meine Schuld, dass du nichts auf die Reihe gekriegt hast in deinem beschissenen Leben.» Er antwortete ganz leise, zischte es nur. «Sprich nicht so mit mir, ich bin dein Vater.»

«Nur weil ich erreichen werde, was du nie erreicht hast!»

«Ruhe, sprich nicht so mit deinem Vater!», schrie er. Ich konnte meine Wut nicht mehr verbergen. «Du bist ein armseliger scheiss Wichser!» Mein Vater holte aus und schwang mir seitlich seine Faust gegen die Wange. Ich taumelte kurz, blieb jedoch auf den Beinen und schaute ihn dann wieder an. Ich reckte mein Kinn nach vorne, spannte meine Wangenknochen an und schaute ihm tief in die Augen. Dann sagte ich: «Wärst du ein guter Vater, wärst du stolz, wenn dein Sohn eine bessere Zukunft hat als du. Ich kann nichts für dein scheiss Leben. Niemand kann was dafür, ausser dir selbst!» Mein Vater sagte nichts. Er spannte seine Faust wieder an, öffnete sie dann aber wieder und wendete seinen Blick ab. Er ging rein. Meine Mutter schluchzte leise, das Parfum immer noch fest umschlossen. Ich schaute sie nicht an, ging einfach an ihr vorbei. Drinnen hörte ich meinen Vater im Badezimmer leise weinen. Ich zog meine Schuhe an und lief auf den Friedhof, wo ich mich seit langer Zeit nicht auf die Bank, sondern wie früher unter den grossen Baum setzte. Ich wollte weinen, aber konnte nicht. Ich wollte irgendetwas fühlen, aber fühlte nichts. Ich sass lange da und hörte den Blättern und Gräsern zu, die im sanften Wind raschelten und sich wiegten. Irgendwann holte ich mein Feuerzeug aus der Tasche. Doch statt mir eine Zigarette anzuzünden, hielt ich es mir unter die Handfläche und zündete. Ich bewegte meine Hand immer näher zur Flamme, bis ich sie mit der blossen Handfläche erlosch. Mir war Schweiss auf die Stirn getreten und meine Handfläche war schwarz.

Ich spürte das erhitzte Blut direkt unter meiner Haut durch die Adern fließen. Die innere Leere war weg.

**Nils 6.** Die nächsten Tage war ich oft auf unserem Balkon. Ich tat dort eigentlich nichts, ausser darauf zu warten, dass Sophie vielleicht wieder klingeln würde, und auf die Strasse vor unserem Haus zu schauen, weil es ja hätte sein können, dass sie dort vorbei zum See fuhr. Sie tat es nicht. Während ich auf dem Balkon unter dem gelben Sonnenschirm sass, dachte ich viel nach. Ich dachte darüber nach, wieso ich so bin, wie ich bin. Warum meine Welt verwischt ist und die der anderen nicht. So hat es mir damals der Arzt in Berlin erklärt. Ich war noch klein und verstand nicht, wieso mich die anderen Kinder mieden. Der Arzt erklärte mir, dass ich mir die Welt wie ein grosses Bild vorstellen muss, und dass der einzige Unterschied zwischen meiner Welt und der der anderen sei, dass meine Pinselstriche verwischt sind, als hätte der Maler mit der Hand darübergestrichen und so alles leicht verschoben. Die Gedanken machten mich zwar traurig, aber ich hatte mir fest vorgenommen mich zu ändern, denn ich war zu dem Entschluss gekommen, dass ich meine Jugendjahre bis jetzt nicht genossen hatte. Also eigentlich hatte ich sie gar nicht gehabt. Sie waren bis jetzt wie ein Schnellzug an einem alten Güterbahnhof an mir vorbeigezogen, ohne, dass ich es bemerkt hatte. Aber seit ich Sophie kenne, ist mir aufgefallen, dass ich weder Freunde noch eine Freundin oder überhaupt je Kontakt zu Mädchen gehabt habe. Bisher hatte ich all das nicht schlimm gefunden, aber jetzt fiel mir plötzlich auf, wie allein ich eigentlich bin. Manchmal spreche ich mit mir selbst, weil ich so meine Gedanken besser ordnen kann und jemand zum Zuhören einfach nicht da ist. Ausser Mama natürlich. Die zwingt mich sowieso immer ihr alles zu erzählen, aber manchmal flunkere ich dann auch, aber dass darf sie nicht wissen, sonst wäre sie wieder tagelang gekränkt.

Ich lag also die ganze Zeit auf dem Balkon und redete vor mich hin, um mein Leben endlich neu zu organisieren. Aber viel kam dabei nicht raus, weil mich die Sonne und ihr dunkelgelbes Licht, das mich durch den Sonnenschirm einhüllte, müde machten und die Hitze mein Gehirn zu Brei schmelzen liess. Nur die Billardkugeln blieben hart, und knackten bei diesem Wetter noch öfter aneinander als normalerweise. Manchmal schrie auch der Vogel in seinem Baum. Das lenkte mich dann noch mehr ab, aber sehen konnte ich ihn trotzdem nie. Manchmal gegen Abend, wenn es nicht mehr ganz so heiss war, ging ich auch runter, beim Riss rechts, links traute ich mich nicht mehr, seit ich mich verlaufen hatte, und lief durch das Quartier. Ich blieb immer in der Nähe, weil ich Angst hatte, dass ich nochmal nicht nach Hause finden würde. Es war so heiss, dass an manchen Stellen sogar der Beton aufriss. Ich hoffte, dass es bald regnen würde, weil ich dann beobachten konnte, wie das Regenwasser durch die Spalten und Risse im Asphalt floss. Gestern bin ich sogar wieder zu dem kleinen Laden gegangen, bei dem mir der Verkäufer ein Eis geschenkt hat. Er war nett zu mir, aber ich bin mir nicht sicher, ob er mich wiedererkannt hat. Auf jeden Fall hat er mir nicht nochmal ein Eis geschenkt. Ich bin dann mit einer Büchse Sardellen wieder nach Hause gelaufen. Die Sardellen habe ich nur gekauft, weil ich ja nicht, ohne etwas zu kaufen, wieder aus dem Laden laufen konnte. Eigentlich bin ich aber nur wegen des Eises hingegangen. Ich hätte mir eigentlich auch einfach selbst ein Eis kaufen können, aber das ist mir erst heute eingefallen.

Die Fliegen surren vor der Scheibe. Von links nach rechts, von rechts nach links, pausenlos. Wenn sie das Glas berühren, wird das Surren zu einem aufgeregten Flattern. Es sind zwei Fliegen und eine Wespe, die ich vorhin nicht bemerkt habe. Manchmal holen sie auch

Anlauf, und knallen dann dumpf gegen die Scheibe. Aber ich glaube, nach ein paar Sekunden haben sie's wieder vergessen, weil dann fängt das Ganze wieder von vorne an. Auf dem Fenstersims steht ein Glas Limonade, das ich ausgetrunken habe, und in der Ecke liegt eine tote Libelle, deren Flügel schimmern. Obwohl sie tot ist, ist sie sehr schön. Im Glas ist ein Strohhalm drin, und die Flüssigkeit schimmert klebrig im trüben Licht, das durch die halb geschlossenen Rollos scheint. Ich kann meinen Blick nicht mehr abwenden von den Fliegen und der Wespe. Irgendwann fliegt die dickere Fliege in das Glas. Ein Sturzflug in den letzten Rest flüssigen Zucker, der sich am Boden des Glases abgesetzt hat. Sie trinkt erst ganz ruhig, aber irgendwann merkt sie, dass sie feststeckt. Ich schaue ihr eine Weile dabei zu, wie sie vergeblich mit den Flügeln brummt, dann helfe ich ihr mit dem Strohhalm, an dem sie sich wie ein Ertrinkender festklammert, raus. Ich schüttele sie auf die Fensterbank, wo sie in einer klebrigen Lache liegen bleibt, erschlagen von ihrem hungrigen Abenteuer. Plötzlich sehe ich durch die Rollos, dass unten auf der Strasse Sophie vorbeifährt. Ich laufe auf den Balkon, und bevor ich denken kann, schreie ich schon ihren Namen. Wie beim ersten Mal, als ich sie angesprochen habe, erschrecke ich selbst darüber. Ein Nachbar, der wegen seines Sonnenbrands aussieht wie ein gekochter Hummer, schaut von seinem Balkon rüber, aber Sophie hört mich leider nicht. Oder vielleicht auch zum Glück, weil irgendwie ist es mir peinlich. Ich bleibe noch eine Weile auf dem Balkon, aber irgendwann wird es viel zu heiss und ich habe das Gefühl, in einem Klotz aus Hitze zu sitzen, der zwischen dem Balkon und dem Dach darüber gefangen ist. Ich ziehe meine Badehosen an und gehe nach draussen. Nachdem ich so lange nachgedacht habe, muss ich jetzt endlich auch etwas machen, damit sich etwas ändert. Am See sehe ich ihr

Fahrrad sofort. Ich erkenne auch ihr buntes Tuch auf der Wiese und überlege mir, ob ich mich danebenlegen und warten soll, bis sie wieder aus dem Wasser kommt. Ich tue es nicht, sondern breite mein Tuch hinter einem Baum aus, sodass sie mich nicht sofort sehen kann. Als sie aus dem Wasser kommt, schlägt mein Herz sofort schneller. Sie hat einen blauen Badeanzug an und ich wünschte, dass ich mich vorhin doch neben sie gelegt hätte. Ich würde jetzt so gerne ihre Sommersprossen sehen und wie sich die Wassertropfen in den blonden Armhaaren verfangen und von ihrer Haut abperlen. Ich sitze nur dort, rupfe Grashalme aus der Wiese, ordne sie der Grösse nach auf meinem Handtuch und schaue Sophie an, während sie ein Buch liest. Irgendwann legt sie sich auf den Bauch, aber das ist nicht schlimm, weil ich so ihren Leberfleck sehe. Als die Sonne schon langsam hinter den Bergen am Ende des Sees verschwindet, packt sie ihre Sachen und fährt nach Hause. Ich gehe noch kurz ins Wasser, aber bis zum Floss schwimme ich dieses Mal nicht.

Wieder Zuhause nehme ich mir fest vor, morgen wieder an den See zu fahren und sie vielleicht sogar anzusprechen. Und nach dem Abendessen liege ich im Bett und höre den Grillen zu und denke an sie. Sie liegt in einem knappen Badeanzug neben mir, ihr Kopf in meinem Schoss und schaut mich von unten an. Ich zähle ihre Sommersprossen, während sie mir etwas erzählt.

**Sophie 4.** Draussen hatte es begonnen zu dämmern. Die Wolken waren jetzt nicht mehr weisse Schiffe, die gemächlich im Blau trieben, sondern fegten als aschgraue Wolken über den dunkelblauen Abendhimmel. Wir hatten beide kein Licht gemacht, sassen beide unverändert an unseren Plätzen. Mein Mund war trocken, mein Hals kratzte. Ich räusperte mich. «In den Tagen nachdem wir zusammen an den See gegangen waren, meinte ich ihn immer wieder zu sehen. Zuerst war ich mir unsicher, hatte er doch gesagt, dass er noch niemanden kenne und deshalb nicht baden gehen würde. Aber dann, einige Tage später, war ich mir sicher, dass er hinter einem Baum lag und zu mir schaute. Als ich ihn bemerkte, schauten wir beide schnell weg. Er, weil er es immer so getan hatte, ich, weil ich keine Lust auf ihn hatte und er mir immer noch nicht ganz geheuer war. Es war mir unangenehm, wie er mich beobachtet hatte. Und auch seine schmalen, umherhuschenden Augen, die mich an ein Tier erinnerten, machten mich nervös. Irgendwann schaute ich dann doch noch mal zu ihm, und ertappte ihn dabei, wie er mich anstarrte. Ich stand auf und ging ins Wasser. Als ich zurückkam, war er weg. Auf dem Weg nach Hause fuhr ich an seinem Haus vorbei. Obwohl es immer noch warm war und die Hitze auf der Stadt lastete, spürte ich einen ersten Hauch vom Herbst. Die tiefe Sonne legte einen goldenen Filter über die Stadt, einige Blüten des Apfelbaums, unter dem wir noch vor einigen Tagen durchspaziert waren, lagen bereits auf dem warmen Asphalt und ein blasser Tagmond stand am milchigen Himmel. Ein wehmütiges Gefühl überkam mich, bei dem Gedanken an den endenden Sommer.» Eli nickte nur. Sie kannte dieses Gefühl, das wusste ich. Wir mochten den Winter schon seit wir klein waren nicht. Im Winter arbeitete unser Vater in Dubai. Unsere Mutter war dann noch seltener Zuhause, vertiefte sich in ihre Arbeit. Seit Fathia,

unser Kindermädchen, nicht mehr zu uns kam, lag das Haus dann still zwischen den anderen Villen. Trostlos und mausgrau sticht der Turm durch den tiefhängenden Nebel. Der nahe Wald schluckt das Licht der Stadt, der See liegt als dunkle Scheibe in der ewigen Dämmerung. Ich mag es nicht, wenn die Bäume sich unter schweren Schneedecken biegen, ebenso wenig, wenn der nasse Schneeregen schräg gegen die grossen Fenster peitscht, durch die in diesen Tagen nur graues Schummerlicht fällt. Ich weiss nicht, was es ist, das wir am Winter so hassen, aber wir tun es schon seit unserer Kindheit. Ich glaube, es liegt daran, dass unsere Familie im Winter offensichtlich zerbricht. Im Sommer ist es ein Rosten unter der Oberfläche, aber im Winter wird es jedem klar. An Weihnachten sind wir meist zu zweit. Dad ist in Dubai am Strand, Mom bei einem geschäftlichen Weihnachtsessen oder sonst irgendwo. Die Geschenke packen wir immer am 25. Dezember aus. Mom sitzt in ihrem Morgenmantel verkatert in ihrem Sessel, das Gesicht vom teuren Wein am Abend zuvor noch immer aufgedunsen. Die Geschenke haben keinerlei Bedeutung. Sie sind teuer und angesagt. Eine Karte haben wir dazu noch nie gekriegt. Fathia war uns in dieser Zeit meist der einzige Lichtblick. Sie schmückte das Haus, nahm dem weitläufigen Garten mit den leuchtenden Girlanden die Dunkelheit. Manchmal schlief sie vor Weihnachten sogar bei uns. Eli und ich legten uns dann in Elis Himmelbett im Turm, und Fathia las uns Weihnachtsgeschichten vor, bis wir eingeschlafen waren. Dann löschte sie die Nachttischlampe und schloss das gekippte Fenster und ging nach unten ins Gästezimmer, in dem sie schlief. Einmal, als sie dachte, dass wir beide schon schliefen und gerade die Lampe ausknipsen wollte, hatte ich sie gefragt, ob ihr Sohn nicht traurig sei, wenn sie so kurz vor Weihnachten bei uns übernachtete. Sie lächelte sanft, strich mir über den Kopf und flüsterte: «Nein, der

ist stark. Ausserdem feiern wir in Marokko eigentlich sowieso keine Weihnachten.»

Ich merkte, dass Eli wieder an Karim dachte. Ihre Augen glänzten, das konnte ich sogar im Halbdunkel des Zimmers erkennen. Ich stand auf und knipste die Lampe an, die auf dem Pult am Fenster stand. Eli wischte sich mit dem Handrücken die Tränen aus den Augen. Ich fuhr fort. «Als ich zu seinem Balkon hochschaute, sah ich ihn in einem Liegestuhl liegen und zu mir runter schauen. Ich meinte sogar, dass er winkte, sicher war ich mir aber nicht. Als ich am nächsten Morgen ziemlich früh zum See fuhr, stand er am Geländer des Balkons und schaute wieder auf die Strasse. Er hatte mich sicher erkannt, auch wenn er es nicht zeigte. Ich fuhr schnell weiter und sprang ins noch kühle Wasser. Als ich gerade aus dem Wasser kam, sah ich ihn am Rand der Wiese stehen. Er hatte eine Hand über die Augen gelegt, um sich gegen die hinter den Bergen aufgehende Sonne zu schützen, und blickte suchend über die Wiese. Ich blieb bei der Treppe, die ins Wasser führte, stehen und beobachtete ihn. Als er mein Handtuch entdeckte, veränderte sich sein Gesichtsausdruck für einen ganz kurzen Augenblick, aber ich konnte ihn nicht deuten. Er lief zu seinem Platz hinter dem Baum, breitete sein Handtuch aus und legte sich darauf. Dann begann er, wie schon am Tag zuvor Grashalme auszureissen und auf seinem Handtuch, ich glaube der Grösse nach, aufzureihen. Ich ging zu meinem Handtuch und legte mich mit dem Rücken zu ihm hin. Ich wusste, dass er mich anstarrte, konnte es wie auf dem Floss irgendwie spüren. Mittlerweile war es mir aber nur noch unangenehm, und mich beschlich das Gefühl, dass er nur wegen mir zum See ging, denn im Wasser hatte ich ihn allein noch nie gesehen. Als ich mich umdrehte, hatte er ein Buch vor dem Gesicht. Ich hatte

nicht bemerkt, dass er gelesen hatte. Ich sonnte mich noch ein bisschen, dann machte ich mich auf den Weg. Das lief die nächsten Tage so. Ich sah ihn häufig am See und wenn nicht, dann auf seinem Balkon. Ich fragte mich schon, was er sonst so tat, bis ich ihn irgendwann in der Stadt sah. Wir trafen uns auch einmal im Lebensmittelladen neben dem Spital. Ich sagte ihm Hallo und lächelte ihm sogar kurz zu, er schaute auf seine wunden Finger und murmelte ein leises Hallo zurück. Als ich an diesem Abend im Bett lag und die Bäume im Wind leise rauschen hörte, dachte ich an die ganzen Begegnungen, die ich mit Nils in den letzten Tagen gehabt hatte. Ich wusste immer noch nicht, was mich an ihm so sehr verunsicherte, gar beunruhigte. Ich war allein Zuhause. Es war zwar noch nicht spät, aber ich war erschöpft vom Tag und der starke Wind brachte Gewitterwolken, die früh den Himmel verdunkelten. Plötzlich hörte ich ein merkwürdiges Scharren im Kies vor meinem Fenster. Dann ging das Licht des Bewegungsmelders an. Ich schob beides auf den heulenden Wind. Doch dann brach auf einmal auch noch ein Topf. Es klirrte und ich bildete mir sogar ein, einen unterdrückten Schrei gehört zu haben. Ich stellte sofort das Licht in meinem Zimmer an. Lange sass ich aufrecht im Bett und lauschte auf den Wind und den in der Ferne grollenden Donner. Schweiss lief mir über die Stirn und den Rücken hinab. Irgendwann ging das Licht draussen wieder aus. Ich hörte nichts mehr, aber schlafen konnte ich bis spät in die Nacht nicht.»

**Karim 1.** Die Blaulichtsirene reisst mich aus meinen Gedanken. Eli sagt: «Es hat Stau, aber wir sind bald da. Du machst das gut.» Ich weiss nicht, ob man sich in so einer Situation gut verhalten kann. Der Körper tut einfach, was er für überlebensnotwendig hält. Mehr liegt nicht drin. Ich bin froh, dass Eli bei mir ist. Ihre Anwesenheit gibt dem ganzen Wageninneren ein klein wenig Wärme, einen winzigen Funken Hoffnung.

Noch am selben Abend setze ich mich an meinen Schreibtisch und beginne, an meiner Mappe zu arbeiten. Und je mehr ich daran arbeite, desto grösser wird mein Wunsch, nach Berlin zu gehen. Ich male mir mein Leben dort aus. Das Studium mit lauter Gleichgesinnten, mit lauter Kreativen, mit denen ich mich austauschen könnte, die mich inspirieren und vorantreiben würden. Ich könnte in einer WG wohnen. Einer Altbauwohnung, in deren Treppenhaus nur die Hälfte der Lampen funktionieren und der Lift schon lange nur noch als Dekoration dient. Die Decke wäre hoch und ursprünglich schneeweiss, aber in den Ecken würde der Putz abbröckeln. Die Wohnung wäre voller Pflanzen und getrockneten Blumensträussen und ich würde auf dem Flohmarkt einen Rahmen kaufen, hinter dessen Glas bunte Schmetterlinge aufgespiesst wären. Jeder der Bewohner würde seinen Teil zur Einrichtung beitragen. Ich könnte grosse Gemälde malen oder Fresken direkt auf den bröckelnden Putz. Andere würden Figuren und Statuen hauen, bunte Vasen töpfern oder das Badezimmer mit einem Mosaik auskleiden. In der Nacht würde ich mich in den Berliner Bars und Diskotheken rumtreiben. Das Rauchlicht und die Dampfmaschinen würden meine Augen röten, sodass ich, wenn ich morgens in die ersten Sonnenstrahlen treten würde, alles nur verschleiert sehen würde, so als wäre ich stundenlang mit offenen Augen in

Chlorwasser getaucht. Ich würde tagsüber Räusche ausschlafen und nachts arbeiten. Ich würde die Eindrücke Berlins verarbeiten, die Gebäude und die Strassen und die Geschichte und die Gesichter malen. Ich würde alles festhalten und verewigen, ganze Leben; das ganze Leben.

Nach ein paar Tagen bin ich fertig mit der Mappe. Ich gebe sie persönlich bei einer der Sekretärinnen der Kunsthochschule ab. Sie wünscht mir Glück, aber ich kann nur lächeln, weil ich so aufgeregt bin. Eli spricht das Thema nicht mehr an, und ich sage ihr nicht, dass ich mitgemacht habe. Bis meine Mutter irgendwann ins Zimmer kommt und einen Brief auf mein Bett legt. «War heute in der Post. Hat irgendwas mit der Kunsthochschule zu tun.» Eli schaut mich fragend an. «Ich hab' mich doch getraut», sage ich. Ihr Gesicht kann ich nicht ganz deuten, aber ich glaube, dass sie erst jetzt realisiert, was das bedeutet. Meine Finger zittern, als ich das Kuvert öffne. Ich falte den Brief auseinander und lese: *Wir beglückwünschen Sie zu Ihrem herausragenden Gesamtwerk und sprechen Ihnen mit Vergnügen den ersten Preis, das Stipendium an der Universität der Künste Berlin, zu.* Die Einzelheiten würden noch besprochen werden, doch ich würde bald wieder von ihnen hören. Ich wusste nicht, was ich denken sollte. Ich war unglaublich stolz. Die Kritik soll ruhig weiter hinter den Staffeleien schmoren. Eli sieht traurig aus. Sie gratuliert mir und umarmt mich, aber ich weiss, dass sie sich die Tränen verkneift. Ich gebe ihr einen Kuss auf die Stirn, aber eigentlich wäre es mir lieber, wenn sie nicht hier wäre. Dann könnte ich mich freuen, richtig freuen, meine ich, ohne Schuldgefühle und Gedanken an unsere Zukunft. Aber sie sitzt nun mal vor mir und schaut traurig wie ein geschlagener Hund. Wir schweigen eine Weile, dann fragt sie: «Wirst du gehen?» Ich überlege oder tue nur so. Eigentlich weiss ich schon, dass ich gehen will, dass ich gehen

muss. «Ich weiss es nicht. Aber es wäre ein grosser Sprung in Richtung New York.»

«Ja, stimmt.»

«Du kannst ja mitkommen. Nach Berlin meine ich.»

«Weiss nicht. Sophie ist hier, und was soll ich in Berlin?»

«Du könntest auch dort studieren.»

«Berlin gefällt mir aber nicht. Ich bin anders als du. Ich kann nicht in allem das Schöne sehen. Für mich ist Berlin nur 'ne Stadt voller Betonklötze und Alternativen. Da pass ich nicht rein, das weisst du.»  
Ich nicke.

In den nächsten Monaten machten wir einen grossen Bogen um das Thema Berlin. Aber es stand zwischen uns wie ein Achttausender. Doch von Tag zu Tag wurde ich unsicherer. War Berlin wirklich der richtige Ort für mich? Würde ich dort nicht untergehen zwischen all diesen talentierten Künstlern? Wollte ich dort einer von vielen sein, wenn ich hier einer der besten sein konnte? Und würde ich mich nicht verlieren in dieser Grossstadt, in diesem Steinhaufen, wie Eli sagte, wie so viele vor mir? Und was sollte ich tun ohne Eli? Konnte ich überhaupt noch glücklich sein ohne sie? So viele Fragen und ich wusste die Antwort auf keine.

**Ismael 6.** Ich kann nicht schlafen. Im Traum verfolgen mich die Bilder. Sie tun es auch jetzt, wenn ich wach liege, aber dann wirken sie nicht so lebendig. Dann wirken sie nicht so, als würde ich das ganze zum ersten Mal erleben. Also liege ich lieber wach. Erst in dieser Nacht fällt mir auf, dass die Blutspuren meiner Fäuste nicht mehr zu sehen sind an der Wand. Es beruhigt mich nicht. Ich würde am liebsten meinen Kopf gegen die Wand schlagen, bis die dunklen Gedanken aus ihm herausbrechen. Ich stehe auf und gehe zum Spiegel. Ich trinke und wasche mir das Gesicht. Im Spiegel sehe ich schwach meine Umrisse, obwohl der Mond hinter den dichten Wolken verborgen ist. Plötzlich blitzen die Bilder wieder in mir auf, diesmal noch klarer als zuvor.

Um den dunklen Glastisch mit den weissen Linien in der Wohnung, die ich nicht kenne, sitzen Menschen, die mir fremd sind. Sie lachen zu laut, gekünstelt, ich weiss nicht wieso. Mein Kopf dröhnt. Ich nehme noch einen Schluck von meiner dreckigen Mische. Dann beuge ich mich über den Tisch, halte mir das rechte Nasenloch zu und ziehe. Meine Nase brennt, aber das Lachen wird leiser, dumpfer. Ich setzte mich wieder auf und schaue in die Runde. Die Gesichter machen mich wütend. Die leeren Blicke, grossen Pupillen, falschen Wimpern, die Narben, die schiefen Nasen, die kurz geschorenen Seiten, die unreinen Oberlippenbärte, die fettigen Haare, die grellroten Lippen und die aufgeklebten Fingernägel. Es widert mich an. Am liebsten würde ich ihnen allen in die Fresse schlagen. Ich höre ihren Gesprächen zu, ohne wissen zu wollen, worüber sie sprechen. Belangloses Zeug.

Und dann sehe ich meine Spiegelung im Glastisch. Die Gesichter sind mein Gesicht; die gleichen Gesichter wie das meines Vaters, meiner Mutter, mir. Die dichten Rauchschwaden und der schwere

Geruch von verschiedenen billigen Parfums nehmen mir die Luft. Ich stehe auf, mir wird schwindlig, und öffne das Fenster. Ich strecke meinen Kopf in den engen Innenhof, aus dem auch die letzten Sonnenstrahlen verschwunden sind. Die Luft ist feucht, es riecht nach Sommerregen. Hier riecht er aber nicht nach frischem Gras, sondern nach Pisse und fettiger chinesischer Küche, die aus einem Fenster in den Innenhof dampft. Ich strecke meine Hand aus und spüre einen ersten schweren Tropfen. Ich gehe wieder rein. Mein Puls geht jetzt schneller. Ich lasse mich zurück auf das Sofa fallen und suche in meiner Hosentasche nach einer Pille. Ich finde sie nicht, spüre aber eine Hand auf meinem anderen Oberschenkel. Ich drehe mich um und schaue dem dünnen Mädchen mit den schulterlangen Haaren in die Augen. Auch ihre Pupillen sind gross und glänzend wie zwei Bowlingkugeln. Ich weiss nicht, wie sie heisst, aber sie erwidert meinen Blick, saugt mich mit ihrem auf. Ihre Hand gleitet höher, während sie sich über die Lippen leckt. In dem Moment, in dem sie an meinen Schwanz greift, packe ich ihren Hals. Ich umschliesse ihn mit meiner Hand und drücke sie in die Sofalehne. Sie stöhnt auf, ich weiss nicht, ob vor Schmerz oder Lust. Ich küsse sie gierig und sie schiebt mir ihre Zunge in den Hals. Plötzlich spüre ich eine Hand an meinem Nacken, die mich von ihr wegzieht. Ich fahre herum und funkeln den Typen hinter mir böse an. Doch dieser holt gerade zum Schlag aus. Ich stürze vom Sofa und krache auf den Glastisch. Ich spüre wie mir Glasscherben in den Bauch schneiden, schaffe es aber noch mich wegzudrehen, bevor der nächste Schlag in den Tisch schmettert. Die Hand des anderen blutet jetzt. Ich verpasse ihm einen Haken gegen das Kinn und dann einen Tritt zwischen die Beine. Er sackt auf dem Sofa zusammen. Einer meiner Jungs zieht mich weg. Wir verschwinden aus der Wohnung, aber nicht ohne noch ein paar Flaschen einzupacken.

Draussen prasselt der Regen auf meine Kappe. Ich bin wütend, dass sie mich weggezogen haben, aber sie erklären mir, dass es der Wohnungsbesitzer war und die andere seine Freundin. Ich muss laut lachen. Wir setzen uns in den Toyota, ich auf dem Beifahrersitz. Kurz blitzen die Strassen von Marrakesch vor mir auf, aber ich wische sie weg. Ich starre auf die Rücklichter der Autos und der Ampeln. Sie verschwimmen hinter den vom platzartigen Regen beschlagenen Scheiben. Malik hat einen Joint gedreht, den er mir jetzt nach vorne reicht. Ich ziehe den Rauch tief in meine Lungen. Mir ist heiss, ich öffne das Fenster. Die kühle, nasse Luft tut gut. Das Rauschen der Autos auf dem nassen Asphalt beruhigt mich. Wir fahren eine Weile ohne Ziel durch die Stadt. Das blaue Leuchten des Armaturenbretts erstrahlt Hamzas Gesicht, der fährt. Er sieht hart aus. Zu hohe Wangenknochen, eine Narbe unter dem rechten Auge, ein Ziegenbart. Mir fällt nichts ein, das mir an ihm gefällt, nichts, was für ihn spricht. Aber genau das mag ich in diesem Moment an ihm. Es läuft Musik, aber ich höre nicht, welche. Ich halte die Hand aus dem Fenster und lasse den Fahrtwind durch die Finger rinnen, und denke mir, dass ich vielleicht doch genau hier hingehöre. Die anderen sprechen über etwas, aber es ist nur Hintergrundmusik für mich. Ich schwimme in der Nacht.

Irgendwann parken wir den Wagen in einer schmalen Seitenstrasse in der Nähe des Bahnhof Stadelhofen und steigen aus. Die Nacht ist jetzt kühl und frisch. Ich lasse meine Kappe im Auto, nehme stattdessen das Messer aus dem Handschuhfach. Wir nehmen noch zwei Flaschen mit, die andere haben wir im Wagen ausgetrunken. Auf der Promenade über dem Bahnhof sitzen einige Gruppen und hören laut Musik. Von unten hört man nur den tiefen Bass. Ich fühle mich gut. Das Koks wirkt und macht meinen Kopf klar, das Gras beruhigt mich. Wir laufen die Strasse zum Platz runter. Man hört

schon von Weitem, dass viele Leute dort sind. Laute Stimmen, Musik und das Klirren, mit dem Glasflaschen zerspringen. Die hohen Bäume strecken ihre Fühler über den schwarzen Brunnen, der in der Mitte des Platzes steht. Wir bleiben stehen, schauen, ob wir jemanden kennen. Neben uns streiten sich zwei Gruppen. Es wird geschubst, eine Ohrfeige hallt bis zu uns. Wir gehen weiter und setzen uns auf eine der grünen Bänke, die um den Brunnen stehen. Ich zünde mir noch eine Kippe an, lehne mich zurück und lasse den Rauch im orangen Schein der Laterne aufsteigen.

**Nils 7.** Ich war ihr bis zu ihrem Haus gefolgt. Es sieht aus wie ein kleines Schloss, weil es sogar einen Turm hat. Auf dem Weg zu ihr habe ich mir alles ganz genau gemerkt, auch wenn das sehr schwierig war, weil ich rennen musste, weil sie auf dem Fahrrad war und ich nicht. Ich hab's mir aber trotzdem merken können.

Nach dem Abendessen und dem Gutenachtkuss von Mama habe ich mich dann rausgeschlichen. Ich habe das noch nie gemacht, darum hat mein Herz wahrscheinlich auch so geklopft und auch die Billardkugeln haben ordentlich gerasselt. Schon seit Tagen knallen sie gegeneinander, wenn ich an Sophie denke. Meistens denke ich an sie, wenn ich am Morgen auf den Balkon gehe. Und wenn ich dann darauf warte, dass sie unten vorbeifährt, sowieso. Am See natürlich auch, wenn ich sie beobachte, und wenn ich am Abend im Bett liege, denke ich auch an sie, dann aber anders. Dann stelle ich sie mir manchmal nackt vor, auch wenn mir das unangenehm ist. Ich bin dann auf jeden Fall nach dem Abendessen den gleichen Weg wie am Nachmittag gelaufen. Und tatsächlich stehe ich jetzt vor ihrem Haus. Der Himmel ist ganz dunkel von den hohen Wolken, ich weiss gar nicht, ob die Sonne noch am Himmel steht oder ob sie schon untergegangen ist. Gleich neben dem Haus ist ein kleiner Wald mit vielen Tannen, die rauschen und irgendwie gruselig aussehen, weil die sich so im Wind bewegen. Der Turm, der in den Himmel zeigt, macht mir auch Angst, aber wenn ich ganz fest daran denke, dass dort im Haus irgendwo Sophie liegt, verschwindet sie fast. Ich gehe über die Strasse und drücke vorsichtig das Gartentor auf. Vorhin hat in einem Zimmer im Untergeschoss noch Licht gebrannt. Ich folge dem Weg aus Steinplatten zwischen deren Ritzen und Spalten lauter Unkraut wächst, und manchmal sogar schöne Blumen. Das Licht ist jetzt aus und die Fensterläden sind zu, aber irgendwie bin ich mir sicher, dass es Sophies Zimmer ist. Die

Terrasse ist voller kleiner Kieselsteine. Normalerweise mag ich es auf Kieselsteinen zu gehen. Ich habe Papa früher immer dafür bewundert, wie er über Kieswege lief, sodass es knirschte und bei jedem Schritt ein wenig Staub aufwirbelte. Aber jetzt bin ich genau so gross wie Papa und auch bei mir knirscht es jetzt. Nur im Moment finde ich das nicht gut, weil mir das Knirschen trotz dem heulenden Wind unfassbar laut vorkommt. Ich habe Angst, dass Sophie aufwacht oder noch schlimmer, dass sie noch wach ist und sich furchtbar erschreckt. Ich will ihr ja nichts tun, und schon gar nicht will ich, dass sie Angst hat oder sich vor mir fürchtet. Ich würde mich nur so gerne neben sie legen, sodass ich ihre feinen Haare auf meiner Haut spüre und vielleicht ihre Finger an meiner Hand, oder auch nur durch ein Fenster schauen. Ich muss einfach sehen, wie sie schläft. Wie sich ihre Brust ruhig hebt und senkt, ihre Lippen leicht geöffnet sind, wie sie geborgen zwischen weichen Kissen und unter einer hauchzarten Decke liegt, ihr warmer, feuchter Atem an meinem Ohr, auf meinen Wangen, meinen Lippen. Ich bin so in Gedanken versunken, dass ich nicht merke, dass das Licht der Bewegungsmelder angegangen ist und nicht sehe, wo ich hintrete. Ich komme an einen schweren Blumentopf an, der gefährlich schwankt und dann krachend auf dem Boden zerspringt. Ich schreie kurz auf, kann es aber im nächsten Moment unterdrücken. Ich bleibe stehen, kaue an meinen Fingern, bis ich merke, wie warmes Blut über meinen Handrücken fliesst. Es beruhigt mich ein wenig. Im Zimmer geht das Licht an, draussen geht es dafür wieder aus. Es wirft dünne Lichtstreifen auf die Terrasse und in mein Gesicht. Die Billardkugeln knallen aneinander und prallen gegen meine Schädeldecke. Ich glaube mein Kopf zerspringt bald wie der Topf. Ich weiss nicht, was tun. Ich bücke mich und lasse die Erde, die auf dem Boden verstreut ist, durch meine Finger rieseln. Plötzlich

kommt mir Sophie wieder richtig in den Sinn. Wenn sie mich jetzt in ihrem Garten sieht, erschrickt sie sicher.

Ich renne los. Die Wiese ist feucht, aber sie riecht frisch gemäht. Das ist mir schon vorher aufgefallen, weil mir der Duft von frisch gemähtem Gras immer so neblige Kopfschmerzen macht. Mir wird dann irgendwie schwindlig, ich weiss nicht wieso, aber das ist schon seit ich klein bin so. Ich hetze über die Wiese, einmal stolpere ich. Danach tut mein Handgelenk weh und meine Wange fühlt sich ganz heiss an, weil ich da auch draufgefallen bin. Ich renne trotzdem weiter. Zuerst dachte ich, dass ich bis zum See rennen kann, aber jetzt merke ich, dass das nicht stimmt, weil meine Lungen jetzt schon weh tun, und dass, obwohl ich erst einen Garten weiter bin. Der Zaun zum Nachbargarten war nicht hoch, darum konnte ich einfach drüber springen, aber jetzt stehe ich vor der hohen Hecke des Nachbars vom Nachbarn. Das Haus ist genauso gross, wie das von Sophie, oder vielleicht sogar noch ein bisschen grösser. Daneben ist ein kleineres Haus, ich frage mich, für wen das ist. Vielleicht für die Kinder. Aber plötzlich höre ich von dort ein tiefes Bellen. Ich zwänge mich schnell durch die dichte Hecke, auch wenn ich mir dabei die Wange noch mehr aufschramme und auch die Arme und Beine zerkratze. Aber ich stehe nicht wie erwartet im nächsten Garten – also stimmt auch das mit dem Nachbar vom Nachbarn nicht –, sondern auf einem schmalen Weg. Auf der einen Seite vom Weg ist die Hecke und auf der anderen eine Mauer aus einzelnen Steinen, die aufeinandergestapelt wurden, ohne dass man die Zwischenräume geschlossen hat, und über die ich nicht drüber schauen kann. Ich entscheide mich für eine Richtung, ohne zu überlegen, ob es links oder rechts ist. Ich gehe immer noch schnell, obwohl ich Seitenstechen habe und mein Atem ganz keuchend ist, wie bei meiner Kindergartenlehrerin, an die ich mich nur wegen

ihrer Hexenstimme erinnern kann. Aber ich glaube, es war die falsche Richtung, weil es immer dunkler wird und die Bäume immer höher und häufiger. Erst jetzt fällt mir auf, dass ich in den Wald neben Sophies Haus gelaufen bin. Ich habe ein bisschen Angst. Die Bäume sind hier sehr hoch und machen den Himmel noch dunkler, als er wegen den Wolken sowieso schon ist. Ausserdem rauschen sie so laut, dass es mir fast in den Ohren schmerzt und ich eigentlich nur hier rausrennen will. Aber irgendwie finde ich den Weg zurück nicht mehr, und ich glaube ich bin sogar ganz von ihm abgekommen, weil ich nämlich Laub rascheln höre, wenn ich laufe. Ich schaue mich nervös um, in alle Richtungen, aber alles sieht gleich aus. Ein Baum neben dem anderen. Dazwischen manchmal ein schwaches Licht, dass es kaum durch die Baumgestalten schafft, die sich ganz nah aneinanderdrängen, immer näher. Ich glaube, sie kommen auf mich zu, ihre dünnen Äste greifen schon nach mir, dabei will ich doch nur nach Hause, dabei wollte ich doch nur zu Sophie, und sie umarmen und nach ihr greifen, wie die Bäume nach mir, mit ihren langen, knorrigen Fingern. Die Luft ist jetzt ganz schwer, vielleicht, weil die Wolken so tief sind, sich fast auf die Erde legen und alles verschlucken. Die Luft riecht hier ausserdem nach Nadeln und feuchter Erde und toten Blättern und Würmern und Käfern und anderem Ungeziefer. Wahrscheinlich klettern sie schon an meinen Beinen hoch, damit sie dann in meinen Mund und den Hals klettern können, sodass ich ersticke. Und alles nur, weil ich Sophie sehen wollte, sehen musste. Ich renne und ich glaube ich schreie sogar, aber ich bin mir nicht sicher, weil es auch der Wind sein könnte, der durch den Wald nach mir schreit.

Und dann stehe ich plötzlich auf einer Strasse. Einer breiten Strasse, neben der viele Häuser stehen, in denen noch Licht brennt. Ich stehe dort und kann nicht glauben, dass ich dem fürchterlichen Wald

entkommen bin. Ich weiss nicht mehr, wo ich bin, aber ich folge der Strasse, die steil nach unten führt. Ich glaube in dieser Richtung ist auch der See, also folge ich der Strasse, bis ich irgendwann wirklich die Wellen vor mir sehe, weil der See ganz nervös und aufgewühlt ist wegen dem Gewitter, das bald kommt, und das beruhigt mich ein bisschen, zu sehen, dass sogar der See manchmal nervös ist. Ich laufe dem See entlang, bis ich zu der Stelle komme, an der Sophie immer baden geht und ich ihr dabei zusehe. Von dort finde ich schnell nach Hause. Ich schleiche mich ganz leise die Treppen rauf, zum Glück habe ich den Schlüssel nicht verloren und zum Glück sind die Treppen hier nicht aus Holz wie in Berlin und quietschen nicht bei jedem Schritt. Mama und Papa schauen immer noch einen Film auf dem Computer, aber ich glaube, Mama schläft und Papa vielleicht auch, weil ich glaube, ich höre ihn leise schnarchen. Ich drücke ganz sachte die Tür zu meinem Zimmer auf und schliesse sie wieder. Dann ziehe ich mich ganz nackt aus. Meine Beine sind ganz blutig und zerkratzt, meine Arme auch. Meine Wange ist rot und hat einen dicken Striemen quer darüber und meine Hände sind vom Kauen auch ganz blutig. Ich will mich aber nicht mehr waschen, und schon gar nicht nochmal aus dem Zimmer ins Bad. Stattdessen lege ich mich nackt ins Bett und mache das Licht aus. Die Rollos lasse ich wie immer oben. Das Licht, das von der Strassenlaterne ins Zimmer fällt und meine Matratze streift, beruhigt mich. Ich ziehe die Decke bis zum Kinn, obwohl es immer noch warm ist. Von weit weg höre ich den Donner. Ich denke an Sophie, und daran, wie sie in ihrem Bett liegt und auch dem Donner zuhört. Irgendwann kommt mir der Gedanke, dass sie vielleicht auch nackt ist. Ich denke an ihren nackten Körper, bis ich in einen erstaunlicherweise traumlosen Schlaf versinke.

**Luca 7.** Die weissen Basketballshorts schlugen um seine dünnen Beine. Ich glaubte, im schwachen Licht der Strassenlaternen, die an Leitungen über dem Platz hingen und den Mond ersetzten, der sich hinter einer schweren Wolkendecke versteckte, Blutflecken darauf zu erkennen. Sein Hoodie liess ihn muskulöser aussehen, als er war. Er setzte sich breitbeinig auf eine Bank und blies weissen Rauch in die Nacht. Er überblickte den Platz wie ein Adliger sein weitläufiges Land. Baron der Nacht. In den Pfützen spiegelte sich das Licht der Strassenlaternen. Ich überlegte, ob ich zu ihm gehen sollte. Ich entschloss mich dagegen und zündete mir stattdessen eine Kippe an. Ich war schon den ganzen Abend angespannt gewesen, so als hätte ich gehnt, dass etwas geschehen würde. Das Glimmen der Zigarette entspannte mich. Jemand, den ich flüchtig kannte, bot mir eine Mische an. Ich nahm sie dankend und leerte sie in einem gierigen Schluck. Ich blickte wieder zu Ismael und sah plötzlich den kleinen Jungen in ihm, der Junge, der in allem das Schöne sah. Ich hätte gerne gehört, was er über den Platz und die Leute dachte. Ich versuchte, das Ganze durch seine Augen zu sehen, fand aber in den Scherben und Zigarettenstummeln in den Pfützen, den versprayten Bänken und den dreckigen Turnschuhen und Trainerhosen bei bestem Willen nichts Schönes. Ein Mädchen quatschte mich an, aber ich hatte keine Lust mich mit ihr zu unterhalten. Worum ging es schon? Ich lief trotzdem zu einer Bank mit ihr, bei der ihre Freundinnen standen. Auf der Bank lagen mehrere Alkoholflaschen. Als niemand hinsah, nahm ich mir eine und steckte sie unter meine Sportjacke. Ich verzog mich wieder, öffnete die Flasche in einiger Entfernung und trank. Langsam spürte ich den Alkohol im Blut. Ich fragte mich, wie ich überhaupt hier gelandet war. Einige Leute, die mit mir dort waren, kannte ich zwar, aber niemanden gut. Ausserdem hatte ich sie schon lange alle verloren. Es deprimierte

mich und ich wollte bald gehen, wäre schon längst gegangen, aber ich hatte sonst nichts zu tun und wollte auch nicht allein sein. Ich schaute noch einmal rüber zu Ismael, der sich jetzt mit einem Typen unterhielt, der einen Pitbull an einer Stahlleine hatte, und selbst einen Plastikbecher und einen Joint in der Hand hielt. Der mit dem Pitbull war klein, aber bullig, und sah seinem Hund ziemlich ähnlich. Mit ihm hatte sich mein Verlangen, mich mit Ismael zu unterhalten, verflüchtigt. Ich wollte mich gerade auf den Weg nach Hause machen, als eine grössere Gruppe vom matt schimmernden See auf den Platz gelaufen kam. Laute Musik, drohende Bässe, aggressive Stimmen. Die Stimmung kippte, und um die Szenerie noch zu untermalen, riss der blasse Mond ein Loch in die schwere Wolkendecke. Mir wurde unwohl, ich spürte, wie Adrenalin meinen Körper durchflutete. Mein Herz schlug schneller, lauter, kämpfte gegen die dröhnende Musik an. Jeder hatte die Ankunft bemerkt. Es wurde aufgeregt gesprochen, einige verliessen den Platz in Richtung Bahnhof oder Seepromenade. Ich schätzte die Gruppe auf etwa fünfzehn Mann, auch wenn Mann etwas übertrieben ist, denn einige waren jünger als ich. Ihr Auftreten machte mich nervös. Ich blickte zu Ismael, der in heiklen Situationen immer gewusst hatte, was zu tun war.

Einmal, als wir noch jünger gewesen waren, waren wir am Bahnhof Enge gewesen, als plötzlich fünf etwas Ältere von ihrem Platz auf einer tiefen Mauer aufstanden und auf uns zukamen. Kurz bevor sie bei uns gewesen waren, hatte Ismael mir zugeflüstert, dass ich, falls sie etwas von uns wollten, einfach rennen sollte. Als sie auf unserer Höhe waren, versperrten sie uns den Weg und schnauzten uns an, ihnen all unser Geld zu geben. Wir standen ihnen gegenüber, ohne etwas zu sagen. Auch damals

hatte das Blut in meinen Ohren gerauscht, sodass ich beinahe überhört hätte, dass Ismael mir zu zischte wegzurennen. Noch bevor ich losrennen konnte, holte Ismael aus und schlug dem vordersten mit einer Kraft ins Gesicht, die ich bei seinen dünnen Armen nicht für möglich gehalten hätte. Der Schlag riss mich aus meiner Trance. Ich rannte los, Ismael neben mir. Wir hatten aufgrund ihrer Verwunderung über den Schlag einen kleinen Vorsprung. Wir sprinteten die Strasse vom Bahnhof weg rauf. An den Stufen der Kirche rannte ich hinauf, Ismael runter in Richtung See. Ich drehte mich nicht um, starrte nur hinauf zur Kirche, die, mit goldenem Licht angestrahlt, in den dunklen Himmel ragte, über den sich vereinzelt lange, helle Wolkenschleier zogen. Als ich bei der Kirche ankam, drehte ich mich kurz um. Zwei folgten mir, doch ich hatte mittlerweile einen beachtlichen Vorsprung. Ich rannte links an der Kirche vorbei. Meine Geräusche, mein rasselnder Atem, meine auf dem Kies scharrenden Schritte, mein pochendes Herz übertönten alle restlichen Geräusche. Es existierte nur noch ich, das einzige, das zählte, waren meine Beine und wie schnell sie mich trugen. Neben dem Kirchplatz führte ein schmaler Weg mit flachen Stufen wieder runter an den Fuss der Stufen, die zur Kirche führten. Ich rannte den Weg runter, an meinen beiden Verfolgern vorbei, darauf bedacht keinen Lärm zu machen. Sie bemerkten mich und den Weg nicht, und suchten stattdessen weiter die Strassen oberhalb der Kirche ab. Als ich endlich bei den Gleisen ankam – ich war dieses Mal von der anderen Seite zum Bahnhof gekommen – wartete Ismael schon mit einem breiten Grinsen auf mich. In den Händen hielt er eine Musikbox und eine Flasche Jägermeister sowie eine Cola. «Schau mal, was ich gefunden hab'.» Er hatte die anderen drei tatsächlich abgeschüttelt,

war auf gleichem Weg zurück gegangen und hatte sich dabei noch ihre Sachen genommen.

Auch jetzt schien er nicht beeindruckt von der Situation. Er unterhielt sich weiter und kratzte dabei das Ohr des Pitbulls. Obwohl mich die Zigarette beruhigte, schnippte ich sie in eine Pfütze. Ich wollte bereit sein, die Hände frei haben. Und tatsächlich kam nur einige Augenblicke später ein breit gebauter Typ mit markanten Wangenknochen und zurückgelegten, fettigen Haaren auf mich zu. Er schlug mir fest gegen die Brust, sodass mir die Luft wegblieb. Er riss mir die Glasflasche aus der Hand und befahl mir, ihm mein Geld rauszurücken. Ich überlegte fieberhaft, was ich sagen sollte, als plötzlich Ismael hinter ihm auftauchte und ihm freundschaftlich, auch wenn es dafür fast zu fest war, auf die Schulter schlug. Der andere drehte sich mit wütendem Blick um, schien jedoch zu erschrecken, als er Ismael vor sich sah. Dieser fragte ernst, wobei ich nicht wusste, an wen die Frage gerichtet war, ob es ein Problem gäbe. Ich sagte nichts, der andere schaute zu Boden. Er fragte noch einmal, schaute dieses Mal mich dabei an. Ich sagte immer noch nichts, doch der andere schüttelte plötzlich beschämt den Kopf und reichte mir die Flasche zurück, ohne mich dabei anzusehen. Ismael nickte nur. Der andere ging, Ismael blieb. Ich hatte immer noch nichts gesagt, wollte mich nicht bei ihm bedanken. Fühlte mich wieder klein und schwächer als er. Er zog ein Päckchen Zigaretten aus seiner Bauchtasche, die ihm quer über die Brust hing. Er schüttelte zwei Kippen auf die Hand, steckte sich eine in den Mund und reichte mir wortlos die andere. Er gab mir Feuer und zündete sich dann seine eigene an. Die Kippen glühten wie zwei untergehende Sonnen in der vom Mondlicht versilberten

Pfütze, über der wir standen. Und da erkannte ich zum ersten Mal an diesem Abend das Schöne dieser zerbrochenen Welt.

**Sophie 5.** «Der Schreck der Nacht lag mir noch Tage später in den Knochen, weshalb ich abends nicht mehr an den See fuhr. Aus demselben Grund war ich auch froh, dass ich Nils nicht mehr an seinem Balkon stehen sah und ihn auch am See nicht mehr zu Gesicht bekam. Nur einmal glaubte ich ihn zu sehen. Sein blasses Gesicht hinter der leicht reflektierenden Scheibe. Mich durchfuhr ein Schaudern, ohne dass ich wusste, weshalb. Und dann kam der Tag.» Ich schluckte tief, konnte die Tränen aber nicht hinunterschlucken. Nun war es an mir, aus dem Fenster zu blicken, um sie zu verbergen. Der Himmel war nun klarer, die Wolken grösstenteils vorübergezogen. Mit brüchiger Stimme erzählte ich weiter. «Es war ein heller Morgen. Einzelne längliche Wölkchen standen hoch am metallenen Himmel, der See glänzte silbern. Ich stand am Ufer, die nackten Füße auf den warmen Steinen. Es war schon wieder warm, aber der Tag noch jung. Ich war gut gelaunt, hatte die Gefühle der letzten Tage endlich abgelegt. Nachdem ich mich abgetrocknet hatte, schwang ich mich aufs Fahrrad und machte mich auf den Weg nach Hause. Als ich am türkisenen Hause vorbeifuhr, schaute ich wie immer nach oben. Niemand dort. Erleichtert fuhr ich weiter, den Fahrtwind in den nassen Haaren. Mir fiel ein Fahrrad hinter mir auf, aber es war zu weit weg, als dass ich den Fahrer hätte erkennen können. Ich entschied mich für den längeren, aber schöneren Weg. Die Altbauhäuser leuchteten von der Sonne angestrahlt goldgelb. Die alte Tankstelle sah wie immer verlassen aus, das kleine Haus dahinter verwittert. Ich konnte den Hahn krähen hören, die Idylle war fast schon kitschig, und ich kam mir vor wie in einem Film. Als ich an dem schmalen Weg hinter meinem Haus vorbeifuhr, kam mir der Gedanke, dass ich mal wieder in den Wald gehen könnte.»

Als Kinder waren wir oft mit Fathia dort gewesen. Sie hatte uns Sandwichs gemacht und wir waren zum Bach gegangen, der sich in einer Senke des Waldes seinen Weg durch das Unterholz bahnte. An einer Stelle hatte es einen umgestürzten Baum gehabt, der uns als Brücke gedient hatte. Wir hatten uns dann immer dort draufgesetzt und gegessen, während uns Fathia Geschichten erzählt hatte. Wir hatten ihre Geschichten geliebt, vor allem diejenigen, die in Marokko gespielt hatten. Sie konnte die Gerüche, Geräusche und Geschmäcker, die Wüste, die Moscheen und den Markt so beschreiben, dass ich die Welt und den Wald um mich vergass. «Ich schob also mein Fahrrad den Weg entlang und versteckte es in den Büschen, hinter der Hecke von Herrn Schmid. Ich hatte den Wald vermisst und nahm mir vor, wieder öfter spazieren zu gehen. Beim Holunderstrauch bog ich wie früher vom Weg ab, um zur Brücke zu gehen. Im Wald war es noch angenehm kühl, das Blätterdach liess nur vereinzelte Lichttupfen durch. Als ich den Bach schon plätschern hörte, nahm ich plötzlich eine Bewegung hinter mir wahr. Ehe ich mich umdrehen konnte, umklammerten grosse Hände meinen Hals. Ich schrie, die Vögel flatterten auf, kreischten mit mir. Die langen Finger um meinen Mund, umschliessen ihn, wie ein Maulkorb. Ich kann nicht mehr atmen, der starke Geruch nach spriessendem Leben nimmt mir den Atem. Ich spüre einen grossen, schmalen Körper an meinem Rücken, lange Arme, die mich umschliessen, mich fest an sich drücken. Dann werde ich bewusstlos.»

**Ismael 7.** Wir schweigen und rauchen. Ich schäme mich immer noch vor Luca, auch wenn wir schon lange keinen Kontakt mehr haben. Ich vermisse ihn, aber sagen würde ich's ihm nie. Die Zigaretten sind runtergebrannt, uns fehlt der Grund zum Schweigen. «Hat deine Mutter wieder einen neuen Job?» Ich schüttele den Kopf. «Und wie geht's deinem Vater?» Ich schweige, lasse meinen Blick über den Platz schweifen. Ich merke, dass mich Luca anschaut, aber ich sage noch immer nichts. «Ich versteh' schon», sagt er irgendwann. Ich schüttele wieder den Kopf und sage: «Nein, so hab ich's nicht gemeint. Ich sprech' nur nicht gern drüber.» Er schaut mir in die Augen und ich weiss, dass er mir zuhört - er hat mir immer zugehört - und ich wünsche uns zurück unter unseren Baum. «Es geht ihm immer schlechter. Er hat starke Schmerzen und lässt alles an mir raus, obwohl ich weiss, dass er es eigentlich nicht will. Sobald ich genug Geld gemacht hab', ziehe ich aus.» Plötzlich werde ich von einer Glasflasche, die gegen mein Bein knallt, unterbrochen. Ich erschrecke und drehe mich sofort nach der Richtung, aus der sie kam, um. Ein Typ mit Weste läuft mit gesenktem Kopf über den Platz und tritt in diesem Moment in eine weitere Vodkaflasche. Sie schlittert über den Beton und zerbricht laut klirrend an einer der Parkbänke. Ich bin wütend und gehe mit schnellen Schritten auf ihn zu. Das Koks jagt mein Blut noch schneller durch meinen Körper als die Wut. Ich schnauze ihn an, wer er sei. Er starrt mich an, und antwortet dann: «Wieso? Das geht dich einen Scheiss an!» Ich gebe ihm einen kräftigen Stoss gegen die Brust, sodass er nach hinten stolpert und beinahe hinfällt. «Was denkst du eigentlich, wer du bist?», blaffe ich gereizt. Er antwortet nicht, blitzt mich nur wieder streitlustig an. An seinem Blick merke ich, dass er betrunken ist. Er verzieht seinen Mund zu einem Lächeln, seine Augen bleiben starr. Sein verzogenes Gesicht macht mich noch wütender, es fällt mir

schwer, ihm nicht sofort eine reinzuhauen. Ich greife in die Bauchtasche meines Hoodies. Die kühle Klinge beruhigt mich. Doch plötzlich trifft mich seine Ohrfeige, ohne dass ich gesehen habe, dass er ausgeholt hat. Innert Sekunden wird meine Wange warm. Mir schiessen die Bilder meines Vaters durch den Kopf, die Bilder vom Geburtstag meiner Mutter, mein Vater, der im Badezimmer vor dem Spiegel steht und weint. Ohne den anderen noch mal anzusehen, greife ich in meine Tasche, umschliesse den kalten Griff, hole noch einmal Luft. Dann steche ich zu.

Die glänzende Klinge dringt erstaunlich einfach durch die Daunen in seine Brust. Nichts hält mich zurück, es gibt keine innere Schranke zu überwinden, nur das Fleisch, in das sich die Klinge immer tiefer frisst. Erst als sie vollständig in den Daunen verschwindet, schaue ich ihm in die Augen. Sie sind weit aufgerissen und schreien vor Schmerz. Nachdem ich das Messer aus seiner Brust ziehe, beginnt es zu bluten. Einige weisse Daunen schweben wie Schneeflocken zu Boden, er sinkt mit ihnen auf die Knie. Mit seinen Händen drückt er auf die schmerzende Stelle, aus der nun dunkelrotes Blut in die Weste sickert. Ich stehe vor ihm, kann nicht realisieren, was ich gerade getan habe. Ich merke nicht, dass ich die Klinge fallen lasse, und auch nicht, wie ich mich umdrehe und mich alle anstarren. Ich weiss nur noch, dass ich den Blick von Luca einfange. Das Entsetzen und die Trauer in seinen Augen brennen sich in mein Gehirn. Dann beginne ich zu rennen, ohne Ziel und ohne, dass ich es entscheide. Meine Beine entscheiden für mich, mein Kopf existiert nicht mehr. Ich sprinte den Schienen der Forchbahn entlang, bin noch nicht mal am Kreuzplatz vorbei, als ich die ersten Sirenen höre. Panik, die mich antreibt, weiter zu rennen, obwohl es sich anfühlt, als würden meine Lungenflügel reissen. Ich hetze durch das Englische Viertel, verberge mein Gesicht

unter der Kapuze. Meine Wange pocht, mein Atem rasselt, kalter Schweiß läuft mir in die Augen, vermischt sich mit meinen Tränen. Die Häuser hier sind schön. Alte Villen mit stattlichen Parkanlagen, verzierten Toren und grossen Fenstern, aus denen gelbes Licht auf die Strasse fällt. Aber ich habe für all das kein Auge, zucke jedes Mal zusammen, wenn mich das Licht streift.

Und dann rast plötzlich ein Polizeiwagen vor mir auf den Bürgersteig, versperrt mir den Weg, sodass ich beinahe darüber stürze. Ich blicke mich hastig um, gehetzt. Finde keinen Weg, will zurückrennen, in die Richtung, aus der ich gekommen bin, als mich auch schon ein Polizist zu Boden wirft. Ich höre, wie mir die Schulter aus dem Gelenk springt und schreie kurz auf, doch das Gewicht des Polizisten, der in voller Montur auf mir liegt, raubt mir die Luft. Der raue Asphalt schürft mir die Wange auf, sodass sie rot ist und vor Schmerz pocht. Mein Kopf dröhnt, ich muss mich übergeben. Der Polizist zieht mich auf die Beine, aus meinem Mund läuft die Kotze. Er dreht mir den Arm auf die Schulter und stösst mich zum Polizeiwagen. Das grelle Licht blendet mich, ich drehe mich weg. Beide Hände auf die Motorhaube, die Wange auch. Schon viele meiner Jungs haben die Motorhaube vor mir geküsst, aber niemandem klebte dabei das Blut eines anderen an den Händen. Ein weiterer Streifenwagen hält. Ich werde abgetastet. Pillen, Hasch, ein Schlagring und ein paar bunte Scheine, das Feuerzeug ist noch bei Luca. Ich muss die Hände von der Haube nehmen, sie hinterlassen rote Abdrücke, wie die Handschellen, die man mir jetzt viel zu eng um die Handgelenke schliesst. Ich werde auf die Rückbank des zweiten Wagens gestossen. Im Rückspiegel sehe ich meine dunklen Augen. Sie machen mir Angst. An den Jungen mit dem Messer in der Brust denke ich kein einziges Mal.

**Karim 0.** Ich glaube meine Sicht verschwimmt, aber ich bin mir nicht ganz sicher. Meine Brust schmerzt und mein Herz auch, aber ich glaube nicht, dass er mich ins Herz getroffen hat. Ich spüre es ganz deutlich schlagen hinter meinem malträtierten Brustkorb. Es pumpt das Blut immer weiter durch meinen Körper. Ich spüre es durch all meine Adern fließen und sich in meinem Körper verteilen, auch wenn ich weiss, dass ich mir das bloss einbilde. Eli hält wieder meine Hand. Sie beugt sich zu mir runter und gibt mir einen Kuss auf die verschwitzte Stirn. Ich muss aussehen wie 'ne Leiche, denn Eli sieht schon ganz bleich aus in diesem Licht und sowieso wegen der Umstände natürlich. Es ist nicht so, dass ich das jetzt sage oder denke, weil ich bald sterben werde. Ich habe mir die letzten Wochen andauernd Gedanken darüber gemacht. Und jetzt muss ich es aussprechen, bevor es zu spät ist, bevor es all seinen Wert verliert.

«Ich will nicht nach Berlin. Nicht erst seit jetzt, ich wollte schon davor nicht mehr. Ich wusste nur nicht, ob ich es sagen sollte, weil ich Angst hatte, dass ich mich noch mal umentscheiden würde.» Eli sagt nichts. Ich weiss nicht, was sie fühlt. «Ich habe mir immer mein Leben in Berlin oder New York ausgemalt. Mit all diesen Künstlern und den Partys, den Möglichkeiten für mich und der ganzen geballten Inspiration. Aber erst als es greifbar wurde und ich wirklich nach Berlin konnte, wurde mir bewusst, dass dieses Leben nur ohne dich ging. Aber ich kann nicht ohne dich sein.» Eli lächelt. Es ist ein müdes Lächeln, traurig und glücklich zugleich. Ich bin froh, dass ich es gesagt habe. Eine Last fällt von mir ab, das Ziehen in der Brust verschwindet. Jetzt ist dort nur noch der dumpf pochende Schmerz. «Danke, dass du's gesagt hast. Ich wollte dir auch schon lange sagen, dass ich im Notfall auch mitkommen würde nach Berlin. New York wäre dann schon bisschen weit, aber bis dahin hätten wir ja noch Zeit gehabt. Aber ich habe mir ständig

vorgestellt, wie es ohne dich hier wäre. Dann hätte ich sogar lieber in der Friedhofsstadt gelebt.» Eli hat immer gesagt, dass sie Berlin an eine Stadt voller grauer Grabsteine erinnert. Trostloser Himmel und trostlose Stadt, alles aus Beton und über allem die schreckliche Geschichte. «Für dich hätt' ich's getan. Auch wenn ich dich dafür gehasst habe, dass du das Stipendium gekriegt hast.» Ich lächle jetzt auch. «Ich hab' dich auch gehasst, weil du mich nicht gehen lassen wolltest.» Wir küssen uns ein letztes Mal, mein Mund schmeckt nach Eisen und in meinem Rachen lauert der Tod, Elis riecht nach Kaugummi und süßem Alkohol.

**Nils 8.** Mein Fahrrad ist endlich angekommen. Es steht noch im Keller, aber ich kann es kaum erwarten wieder mit ihm zu fahren. Die Dornen und spitzen Äste haben Narben auf meinen Armen hinterlassen, aber irgendwie gefällt's mir, ich finde, es sieht abenteuerlich aus. Mama hat gestern auch zu mir gesagt, dass ich viel zu schnell erwachsen werde und dass ich doch ihr kleiner Junge bleiben soll, also etwas Männliches müssen die Schrammen schon an sich haben.

Ich wollte Sophie keine Angst machen, auch wenn ich das, glaube ich, schon getan habe, darum bin ich die letzten Tage nicht an den See gefahren, um sie anzuschauen und ich bin auch nicht auf den Balkon gegangen. Einmal habe ich sie am Morgen beobachtet, aber nur ganz kurz, als sie an unserem Haus vorbeigefahren ist. Aber da stand ich hinter meinem Fenster, und auch wenn sie ganz kurz hochgeschaut hat, glaube ich nicht, dass sie mich gesehen hat. Ich fühle mich sehr schlecht wegen des Blumentopfs, den ich kaputtgemacht habe. Ich wollte mich bei ihr entschuldigen, aber ich habe Angst, dass sie mich dann hasst, und denkt, dass ich merkwürdig bin, weil ich nachts in ihrem Garten war. Auch wenn ich sagen könnte, dass ich tagsüber dort war, aber auch dann hätte ich ja keinen Grund, und ausserdem wäre es gelogen. Ich lüge eigentlich nie, weil ja schon die Wahrheit einfach zu verschweigen so schwierig für mich ist.

Heute habe ich sie aber wieder an meinem Haus vorbeifahren sehen. Sie hatte nur ein Unterhemd an, so eins mit diesen ganz dünnen Trägern, die aussehen wie Spaghetti. Und da habe ich mir vorgenommen sie endlich wieder anzusprechen, weil ich mir ja vorgenommen hatte, etwas in meinem Leben zu verändern und Freunde zu finden. Also bin ich schnell runter gerannt - Mama und Papa waren schon bei der Arbeit - und habe mein Fahrrad aus dem

Keller geholt. Dann bin ich zum See gefahren. Ich habe gehofft, dass sie sieht, wie ich mit meinem Fahrrad angefahren komme, aber ich habe nur ihr Handtuch auf der Wiese gesehen, und dann hat mich plötzlich wieder diese Angst beschlichen, die ich eigentlich immer habe, wenn ich fremden Leuten begegne. Also habe ich mein Rad einfach weitergeschoben.

Als sie aus dem Wasser kam, mit ganz vielen glitzernden Wassertropfen auf ihrer Haut, habe ich mich dann nicht mal getraut mich hinter den Baum zu setzen, und schon gar nicht zu ihr zu gehen. Sie ist dann ziemlich bald wieder zu ihrem Fahrrad gegangen und losgefahren, sie hatte wohl keine Lust zu lesen. Ich bin ihr auf meinem Fahrrad nachgefahren. Einmal hat sie sich umgedreht und nach hinten geschaut. Da wurde mir noch wärmer als mir sowieso schon war, aber ich glaube, sie hat mich nicht erkannt, weil sie weitergefahren ist, als ob nichts sei. Wir sind sogar an der Cowboytanke vorbeigefahren, aber die alte Frau war nirgendwo.

Jetzt kann ich Sophie nicht mehr sehen. In der Kurve habe ich sie aus den Augen verloren und jetzt kann ich ihr grünes Rad nirgendwo mehr finden. Aber als ich am kleinen Weg vorbeifahre, der in den Wald führt, sehe ich aus dem Augenwinkel, wie sie ihr Fahrrad gerade hinter eine Hecke schiebt. Ich drehe schnell um und sehe gerade noch, wie sie im Wald verschwindet. Ich stelle mein Fahrrad neben ihres und folge ihr. Der Wald leuchtet in starkem Grün und ist laut. Das Zwitschern und Schreien der Vögel, das Rascheln der Pflanzen zu meinen Füßen, der ständige Wechsel zwischen Schatten und Licht reizt und erschöpft mich gleichzeitig. In meinem Kopf wird wieder Billard gespielt. Ich bleibe kurz stehen. Eine dicke Fliege setzt sich auf mein verschwitztes Gesicht, ich wische sie weg. In den Sonnenstrahlen, die schräg durch die Blätter fallen, glänzen die Grashalme. Alles sieht irgendwie aus wie gemalt

oder aus einem Märchen von früher. Sophie ist vom Weg weggegangen und ich laufe ihr jetzt mitten durch den Wald hinterher. Ich kann sie wegen des dichten Gestrüpps nicht mehr sehen, aber ich höre sie immer wieder leise singen oder sehe, wie sich das Gebüsch bewegt, wenn sie durchläuft. Es juckt mich und vom nassen Schweiß klebt mir das T-Shirt am Rücken. Ich schaue nach oben und kann den Himmel nicht sehen wegen der vielen Blätter. Ich schliesse ganz kurz die Augen, weil es sich zu drehen beginnt, dann laufe ich weiter.

Ich bin jetzt näher hinter ihr. Sie hat sich die Haare nach oben gebunden, ihr Nacken glänzt. Ihre Schulterblätter heben und senken sich bei jedem Schritt, wie bei einem Raubtier. Früher habe ich mir immer Tiersendungen angeschaut. Und jedes Mal gab es eine Jagdszene, bei der sich der Gepard zum Beispiel an die Herde Antilopen angeschlichen hat. Die sind dann alle nervös weggerannt, aber eine blieb dann immer zurück, meistens eine junge oder eine alte oder kranke. Ich hab' die Jagd immer am liebsten gesehen, aber wenn der Gepard die Antilope dann brutal zu Boden riss und ihr den Nacken durchbiss, musste ich immer weinen.

Plötzlich wird Sophie langsamer. Hat sie mich bemerkt? Ich bin nur noch ein paar Schritte hinter ihr. Die Billardkugeln knallen jetzt laut gegeneinander, es fühlt sich an, als würde mein Kopf platzen. Ehe ich überlegen kann, was ich tun soll, packe ich sie am Hals. Ich will ihr nicht weh tun, aber als sie plötzlich schreit, halte ich ihr den Mund zu. Ihr Körper ist ganz warm, und obwohl ich schwitze, will ich ihn näher bei mir. Ich umarme sie von hinten, umschliesse sie so fest ich kann. Sie wehrt sich nicht mehr, und wird auf einmal ganz schwach. Sie fällt fast zu Boden, aber ich kann sie gerade noch halten. Ich lege sie ins Gras, und schaue sie an. Ich weiss nicht, was ich tun soll. Beim Hinfallen ist ihr Träger runtergerutscht. Ihre

Schulter liegt nackt im Gras. Sie ist so schmal und zart, ich habe Angst, dass sie sich an den Dornen der Brombeeren, die hier wachsen, kratzt. Weil der Träger runtergerutscht ist, sehe ich die obere Hälfte ihrer Brust. Ich würde sie gerne anfassen, über ihre weiche Haut streichen. Ich bücke mich zu ihr runter. Sie sieht friedlich aus, so als würde sie schlafen. Ich streiche über ihre Schulter und runter zu ihrer Brust. Sie ist unglaublich weich. Die Billardkugeln sind leiser geworden, seit ich sie streichle. Ich streife auch den zweiten Träger über ihre Schulter und noch etwas weiter. Ich fasse jetzt beide Brüste an. Mir wird heiss, als hätte ich Fieber. Ich will ihren ganzen Körper sehen und berühren. Sie schläft immer noch. Ich lege mich neben sie, aber nicht zum Schlafen. Ich streiche über ihren Bauch. Und dann ziehe ich auf einmal ihre Hose nach unten. Ich rieche an ihren Haaren, küsse ihre Stirn und ihre Schultern. Endlich kann ich sie berühren und küssen. Es ist nur schade, dass sie es nicht mitbekommt. Dass sie nicht sieht, wie fest ich sie liebe. Mein Verlangen nach ihr ist stärker als alles. Ich höre die Vögel nicht mehr zwitschern, die Bienen nicht mehr summen und die Blätter nicht mehr rascheln. Auch den Fluss höre ich nicht plätschern. Es gibt nur noch Sophie, die strahlend weiss im Grün liegt. Ihre Sommersprossen leuchten und ich wünschte ich hätte Zeit sie zu zählen. Irgendetwas in mir sträubt sich dagegen, weiss, dass ich es nicht tun darf, aber am Ende streife ich auch ihre Unterhose bis zu ihren Knien runter. Ich habe noch nie eine Frau nackt gesehen. Ihr Körper ist viel runder und weicher als meiner. Meiner ist voller Kanten und Ecken. Die einzigen Kanten, die ich bei ihr sehe, sind ihre knochigen Schultern. Ich rutsche ein bisschen nach unten und schaue mir ihre Frauenspalte an. Der Spalt fasziniert mich, zieht mich irgendwie an. Ich will sie dort berühren. Ich streiche über ihre Oberschenkel nach oben. Sehe meine grossen

Hände, meine langen Finger, meine zerrupften Fingerhäute. Meine zerrissenen Finger, die rau und blutig über ihre zarten Oberschenkel zu ihrem Schlitz streichen. Ich beginne zu weinen. Vergrabe mein Gesicht in meinen Händen. Und plötzlich spüre ich, wie sich Sophie bewegt. Nur ganz leicht, aber ihr Bein streift meines. Erschreckt schaue ich zu ihr. Sie hat die Augen geöffnet. Schaut mich direkt an. Ich springe auf und renne los.

**Sophie 6.** «Ich sah sein blondes Haar und seine blaue Jacke im Grün verschwinden. Ich blickte noch lange auf die Stelle im Unterholz. Irgendwann richtete ich meinen Kopf wieder zum Himmel. Ein Lichtschein fiel auf mein Gesicht. Davor, als ich ihm noch hinterhergeschaut hatte, war nur meine Wange warm bestrahlt worden, jetzt blendete er mich, leuchtete direkt in mein rechtes Auge. Ich starrte trotzdem weiter in den grellen, weissen Himmel, der über mir durch das Blätterdach blitzte, bis mir endlich die Tränen in die Augen stiegen. Richtig weinen konnte ich nicht, fühlen auch nicht. Ich lag bloss da und existierte. Dachte an nichts. Dachte an Nils und an meinen Körper. Noch nie war er mir so bewusst gewesen und meine Gedanken so fremd. Ich lag noch immer fast nackt im Gras. Die Bäume sahen riesig und verzerrt aus, schienen bis in den hellen Himmel zu reichen. Am Bach unten blühten viele weisse Blumen, ein zarter Teppich. Dort hätte ich gerne gelegen. Stattdessen lag ich in der feuchten Erde und Dornen zerkratzten meinen Körper. Ich fühlte mich dreckig und seltsam schwer. Meine Haut juckte von den ganzen Pflanzen. Irgendwann verschmolz ich mit der Erde, tauchte ins Unterholz ein und ertrank im Wald.»

**Eli 7.** Sophie ist weg, und ich fühle mich leer. Sie ist schon lange weg, sicher seit drei Stunden. Ich sitze immer noch auf dem Fenstersims und schaue auf die Stadt. Ich frage mich, wie oft ich in den letzten Monaten schon so auf die Stadt und all ihre Häuser und Strassen geschaut habe, wie viele Stunden ich schon hier gesessen bin, und ob ich mittlerweile schon aus dem Kopf einen Stadtplan zeichnen könnte. Es wird langsam dunkel, die Tage werden wieder kürzer. Es macht mir nichts aus. Es ist nicht so, als würde ich mich auf den Winter freuen oder als hätte ich den Sommer satt, es ist mir einfach egal. Ob die Blätter grün, gelb oder rot sind, ob die Hügelkette schneebedeckt ist, die Berge am Ende des Sees noch um zehn Uhr abends rötlich schimmern oder die Sonne gar nie mehr untergeht, ist mir alles egal. Denn es bringt dich nicht zurück, und an ein Leben wie davor ist nicht zu denken.

Meine Gedanken schweifen zu Sophie. An meine kleine Schwester Sophie, die damals nackt mit mir im Bach baden ging und dort auf eine spitze Muschel stand und sich den grossen Zeh schnitt, aus dem helles Blut floss, das mit dem Strom weggespült wurde. Dieses kleine Mädchen, das nur kurz weinte, sich dann aber bückte und strahlend die Muschel wie eine Trophäe in die Luft reckte. Ihre Vampirzähnen blitzten im warmen Licht meiner Erinnerung, ihre Zunge streckt sie, wie immer zu dieser Zeit, frech durch die grosse Zahnlücke, dort wo ihre Schneidezähne sein sollten. Das Bild flackert kurz, und ich sehe sie im Gras liegen, nur ein paar Meter neben der Muschelstelle, immer noch nackt. Die Wut treibt mir den Schweiß in die Stirn. Ich ballte meine Fäuste, bis meine Fingernägel so in mein Fleisch drücken, dass es weiss wird und sie kleine Kerben hinterlassen. Eine Ohnmacht ergreift mich. Wieso geschieht uns das alles? Ich will nicht mehr schreiben. Ich will den Stift nehmen und ihn Nils in den Nacken rammen. Ich will so lange auf ihn

einstechen, bis meine Arme erschlaffen und die Wut aus meinen müden Knochen sickert. Stattdessen stehe ich jetzt auf und gehe zu meinem schmalen Bett. Stella hat gesagt, ich soll weniger in deinen Notizbüchern lesen, weil ich sonst nie loslassen und weitermachen kann. Aber ich will nicht loslassen, denn loslassen heisst aufgeben, und ich gebe dich nicht auf. Ich ziehe die Schachtel mit den Tabletten aus dem Versteck und gehe wieder zum Fenster. Ich schüttele den ganzen Inhalt auf die Fensterbank, und öffne das Fenster. Der Abend ist mild, hier oben weht ein leichter Wind, der noch immer nach Sommer riecht. Ich atme tief ein, dann nehme ich eine ganze Handvoll Pillen. Ich lege meinen Kopf in den Nacken, und schlucke sie alle auf einmal. Das weisse Pulver, das auf meinen Handflächen zurückbleibt, klopfte ich an meinen Leinenhosen ab. Ich hatte mich schön angezogen für Sophie, aber wir haben dann beide nur aus dem Fenster gestarrt. Jetzt schaue ich wieder raus. Ein Vogel singt schrill, wie eine Opernsängerin. Ich lehne mich aus dem Fenster und schaue hoch zum Dachgiebel. Dort sitzt er, zwischen der Mauer und der Regenrinne. Ich habe noch nie einen Vogel so schön singen hören, aber obwohl er singt, dass einem die Tränen kommen, ist er zierlich und braun und unscheinbar. Er erinnert mich ein bisschen an dich. Auch du warst auf den ersten Blick unscheinbar, aber nicht, wenn man dich kannte. Nur wenige Menschen hatten dieses Glück, dich richtig zu kennen, mit all deinen Facetten und Eigenheiten, mit deiner unscheinbaren Schönheit. Ich muss lächeln, zum ersten Mal seit langer Zeit.

Die Pillen wirken langsam, mir wird warm, mein Kopf wird wattig. So viele Tabletten auf einmal habe ich noch nie genommen. Aber ich habe mich auch seit Wochen nicht so gut gefühlt. Ich fühle mich taub und schwer. Eine wohlige Taubheit, die sich wie eine dicke Decke über meinen ganzen Körper legt. Ich habe mich auf die

Fensterbank sinken lassen, aber ich will nicht mehr sitzen. Ich will tanzen und mich im Kreis drehen. Kann ich noch aufstehen? Ich versuche es, ganz vorsichtig. Mir wird kurz schwindlig, aber ich kann mich fangen. Mein Blick ist gefiltert, Scheuklappen versperren mir die Sicht. Ich sehe nur noch das Fenster und die ganze Welt dahinter, für den Rest bin ich blind. Unter mir blinkt ein Lichtermeer. Die Stadt leuchtet, versprüht ihr goldenes Licht über den spiegelglatten See, die dunklen Wälder, bis hinauf zu mir. Ich stelle mich auf die Fensterbank und strecke meinen Kopf hinaus. Die frische Luft tut mir gut, sie macht meinen Kopf leer. Die Pillen helfen nach, mein Verstand löst sich langsam auf. Ich stelle mich in den grossen Fensterrahmen, stütze meine ausgestreckten Arme dagegen. Meine blau lackierten Zehen schauen über den Rand hinaus, schweben über dem Abgrund. Die Lichter der Stadt sind wie funkelnde Perlen auf der Hügelkette gegenüber aufgereiht. Ich strecke meine Hand danach aus, alles scheint so nah. Die Nacht ist unglaublich schön, ich spüre die Luft und den Sommer und die ganze Welt auf meiner Haut, und die Liebe streift über meine Wange. Und für einen kurzen Augenblick ist es, als wärst du neben mir, als ständen wir Hand in Hand über der Stadt. Ich breite meine Arme aus, lasse den Fensterrahmen los, aber wo ist eigentlich mein Buch? Mein Hirn schmilzt in meinem Schädel, schwappt als rosafarbene Masse in meinem Kopf umher. Der Wind streicht durch meine Finger, ich will springen. Es wäre schön, einfach zu springen. Zu springen und zu fliegen, oder zu fallen und dich wiederzusehen. Ich vermisse dich, aber meine Gefühle haben sich losgelöst. Sie haben ihre Schwingen ausgebreitet und schweben mit dem Wind davon. Die Welt dreht sich auf den Kopf. Das Lichtermeer am Himmel, oder ist es doch der See? Es ist verlockend, ruft nach mir. In meiner Brust flattert mein Herz, die Lunge schlägt mit ihren

Flügeln wild um sich. Das Schicksal fordert mich heraus. Ich sehe nur noch dich, uns zwei, allein. Wie wir dachten, dass es für immer hält, dass wir jung sind, und dass wir für immer die Kinder bleiben, die wir waren. Ich mache den Schritt, sehe mich schon fallen, halte mich aber im letzten Moment doch noch an den Fensterläden fest. Und dann sehe ich plötzlich wieder die kleine Sophie vor mir. Ihr Kinderkörper nackt zwischen den ganzen Pflanzen, die nach und nach über sie wachsen, sie begraben. Ich fühle mich schuldig, für dich und für Sophie. Ich frage mich die ganze Zeit, ob ich etwas hätte ändern können, ob ich euch hätte retten können, wenn ich nur etwas anders gemacht hätte. Ich wüsste es so gerne, bete, dass ich nichts hätte tun können, dass dein Schicksal unabwendbar war. Dass es einfach so kommen musste. Während ich mir noch den Kopf zerbreche, erlöschen plötzlich alle Lichter der Stadt. Am dunklen Himmel blitzen tausend Sterne. Und ich lächle und starre gebannt hinauf, und weiss, dass du runterschaust.

**Ismael 8.** Der Himmel wird langsam blau. Schwammig dringt es durch die feuchten Wolken, die tief über dem Hof hängen. Ich sitze an die Wand gelehnt auf den kalten Fliesen und weiss nicht, wie lange ich schon wach bin, oder ob ich überhaupt geschlafen habe. Die ganze Nacht fühlte sich an wie ein endloser Traum, ein halbes Leben, das sich in Endlosschlaufe abspielte. Immer wieder die Bilder, die mich lautlos schreien lassen, meinen Kopf gegen die Wand schmettern und mich wie Dreck liegen lassen. Wie Dreck oder wie Karim, den ich nicht kannte. Den ich nicht kannte, und der mir nichts getan hatte. Der vor seiner Freundin keine Schwäche zeigen wollte, sich vor seinen Freunden beweisen musste. Der nicht zur Seite trat und deshalb sterben musste. Der nicht sterben musste, sondern der von mir dazu gezwungen wurde. Wer bin ich, ein Menschenleben zu nehmen?

Meine Eltern waren nie wirklich gläubig. Zumindest nicht, seit ich sie kannte. Als sie in die Schweiz kamen, entschieden sie sich dazu, sich, so gut es ging, anzupassen. Die Arbeit und die neue Kultur waren alles für sie, und sie lebten sie, als ob es ihre eigene wäre. Sie erhofften sich, so schneller akzeptiert zu werden. Meine Mutter ist wieder Putzfrau, mein Vater ein verkrüppelter Maurer, so viel dazu. In Marokko habe ich oft gesehen, wie meine Verwandten beten. Dort war es Teil des Lebens, des Alltags. Der Muezzin rief jeden Morgen, wenn der glühende Ball über der Wüste aufging, zum Gebet. Wenn sich meine marokkanische Familie dann auf ihre prächtigen Teppiche kniete und betete, lag eine Ruhe über dem Zimmer, über der ganzen Stadt, die ich in der Schweiz oft vermisste. Ich stand jedes Mal im Türrahmen und beobachtete sie, wie sie ihre Stirn immer wieder auf den Boden legten, um sie dann wieder gegen Mekka zu erheben. Damals wäre ich gerne ein Teil davon gewesen, doch ich wusste nicht, wie man richtig betete. Meine Eltern hatten

es mir nie beigebracht, und meine Verwandten zu fragen, schämte ich mich. Meine Familie wirkte während der Gebete so erfüllt wie nie, mich aber überkam die Traurigkeit des Aussenseiters, an der Türschwelle zu etwas, dass er dennoch nie erreichen wird.

Jetzt denke ich wieder daran. Die Sonne drängt sich langsam durch den Wolkenmantel, und ich knie mich zu Boden. Meine Hände und die Stirn liegen auf den kalten Fliesen. Die Kälte klärt meinen Kopf, beruhigt meine Gedanken. Ich habe keine Ahnung, in welcher Richtung Mekka liegt, deshalb knie ich vor das Fenster. Die Morgensonne reißt die ersten Löcher in die Wolkendecke, ergießt ihre Strahlen über mich und die Erde. Ich wiederhole das Senken und Heben meines Körpers mehrere Male, bis mir auffällt, dass ich gar nicht gebetet habe. Ich weiss nicht, was man sagen muss, kann mich nur daran erinnern, dass sie auf Arabisch vor sich hingemurmelt haben. Ich beginne auch damit, leise vor mich hinzusprechen. Ich erzähle von meinem Verbrechen, bete um Vergebung. Um Vergebung für meine schlimme Tat und all den Kummer, den ich verursacht habe. Ich bete für Karim und seine Familie, seine Freundin, und ich bete für meine Eltern. Dafür, dass mein Vater seine inneren Kriege gewinnt und dass meine Mutter stark bleibt. Ich bete dafür, aus dieser Hölle erlöst zu werden, dieser Hölle in meinem Kopf, diesem knöchernen Käfig und seinen quälenden Erinnerungen und Schuldgefühlen.

Als ich aufstehe, hängen nur noch einige blasse Schleierwolken am Himmel, die Sonne strahlt. Ich gehe zum kleinen Waschbecken und wasche mir das Gesicht und meine Hände. Ich schaue in den Spiegel mit den Rissen, zwinge mich, hinzuschauen. Dann wasche ich auch noch meine Handgelenke und meinen Oberkörper. Auf der Ablage neben dem Waschbecken liegt der Rasierer, noch immer verpackt.

Ich nehme ihn in die Hand und reisse das Plastik auseinander. Ich halte ihn unter das laufende Wasser. Drehe den Hahn zu, die Rasierklinge blitzt kurz auf im Licht, ich zucke zusammen. Ich hatte den Rasierer in den schlimmsten Nächten schon einige Male in der Hand. Es wäre einfach gewesen, einfacher als bei Karim. Ich hätte nur die Ader finden müssen, und ein kleiner Schnitt hätte gereicht. Ich setze die Klinge an meine Haut, kalt und nass.

**Nils 9.** Vom See höre ich die Möwen schreien, es klingt, als würden sie mich auslachen. Da ist mir der Opervogel lieber. Früher waren Möwen meine Lieblingstiere, weil sie überall hinfliegen können, wo sie wollen, weg von allen Problemen und Ängsten, weg von den Verpflichtungen und dem Leben, dass so schwierig ist. Ausserdem können sie am Meer leben oder an Seen, sie können schwimmen und auf Flüssen durch Länder treiben. Und wenn sie so hoch über der Welt kreisen, dass alles klein ist für sie, dann sind bestimmt auch die Probleme nicht so gross wie unsere, weil sie doch die Bedeutungslosigkeit der ganzen Dinge, die für uns so wichtig sind, von dort oben erkennen können. Früher waren es meine Lieblingstiere, aber jetzt lachen sie mich nur aus. Ihre Schreie bellen über den See, die schwachen Wellen treiben sie bis zu unserem Balkon. Es ist immer noch warm, die Mücken schwirren um meine Beine, aber ich habe trotzdem Gänsehaut. Seit ich Sophie im Wald gesehen habe, sind vier Tage vergangen. Ich bin in dieser Zeit nicht nach draussen gegangen, obwohl mir sehr langweilig war. In der Wohnung war es ausserdem so heiss, dass ich mich wie in einem Ofen fühlte. Ich habe die Rollos zwar überall runtergelassen, aber trotzdem war die Luft so heiss und schwer, dass man kaum atmen konnte. Ich wäre gerne in den See gesprungen, vor allem, weil ich ihn ja die ganze Zeit direkt vor der Nase hatte, aber ich hab' mich einfach nicht getraut, weil vielleicht Sophie ja dort gewesen wäre. Bei jedem Auto, das ich unten auf der Strasse vorbeifahren hörte, zuckte ich zusammen. Ich rannte dann immer zum Fenster, das zur Strasse lag, und habe die Rollos ein bisschen raufgedreht, um zu schauen wer es ist. Ich weiss gar nicht, womit ich gerechnet habe, weil eigentlich habe ich ja gar nichts falsch gemacht. Ausser, dass ich sie ausgezogen habe. Ich weiss, dass man das eigentlich nicht darf, aber ich konnte einfach nicht anders. Ich vermisse sie. Wenn ich

abends im Bett liege, denke ich die ganze Zeit an sie und ihren Körper. Ich schlafe sehr schlecht seit dem Vorfall. Meistens liege ich ganz lange wach, manchmal, bis die Sonne schon wieder langsam aufgeht und der Himmel nicht mehr tintenfarben ist, sondern langsam graublau wird. Dafür schlafe ich tagsüber viel. Immer wieder döse ich ein, wenn ich auf dem Balkon im Liegestuhl liege oder drinnen im Halbdunkeln. Das gelbe Licht, das durch den Sonnenschirm glüht und das schummrige Licht in der Wohnung machen mich unglaublich müde. Und dann noch die ganze Zeit diese Hitze. Manchmal habe ich das Gefühl, ich schmelze gleich von den Knochen. Wenn ich an diesen heissen Nachmittagen eingeschlafen bin, bin ich oft aus einem Albtraum aufgewacht. Ich weiss immer noch nicht, ob Sophie wütend war oder nicht, aber in meinen Träumen sah ich immer wieder ihre aufgerissenen Augen, die mich anstarrten. Manchmal war ich überzeugt, dass die Polizei jeden Moment kommen würde, um mich zu holen. Ich lag dann lange im Liegestuhl und schaute einer Spinne dabei zu, wie sie ihr Netz unter dem Sonnenschirm baute. Aber es geschah nichts, nur das Spinnennetz wurde immer grösser.

Jetzt sehe ich, wie eine Mücke hilflos im Netz zappelt, die Spinne krabbelt langsam auf sie zu. Mama sitzt mir gegenüber, bemerkt den Tod der Mücke aber nicht. Sie liest. Hinten auf dem Heft ist das glitzernde Meer, das sehe ich, aber ich kann nicht erkennen, was darunter steht. Mama kann auch nur noch lesen, weil über ihr die bunte Lichterkette hängt, die aber eigentlich auch nicht genug Licht zum Lesen macht. Nur für die Mücken und Falter, die um die Glühbirnen flattern, ist das Licht hell genug. Wir machen dieses Jahr keine Ferien. Weil wir umgezogen sind, haben wir sie ausfallen lassen, auch wenn ich lieber für ein paar Wochen nach Italien gefahren wäre, als für immer in die Schweiz. Mama hat mich damit

getröstet, dass es nicht für immer sei, weil ich in ein paar Jahren bestimmt sowieso ausziehen werde. Ich bin mir da aber nicht so sicher, ich bringe ja nicht mal jetzt mein Leben auf die Reihe. Unten fährt ein Auto vorbei, ich drehe mich sofort um und schaue verängstigt nach. Die gelben Scheinwerfer leuchten über die ganze Strasse bis vorne zur Ecke. Ich würde gerne wieder zum kleinen Laden mit dem Mann und seinem Zahnstocher gehen, aber auch das traue ich mich nicht. Schon gar nicht, weil ich Sophie dort zum ersten Mal gesehen habe. Als ich mich wieder im Liegestuhl umdrehe, schaut mich Mama komisch an. Sie hat eine Augenbraue ganz leicht hochgehoben. Sie tut das immer, wenn sie etwas von mir wissen will. Meistens weiss ich nicht, was es ist, jetzt schon. Ich schaue zum Spinnennetz im Schirm und zur Lichterkette. Für die Spinne ist ihr Netz die Welt, und für die Falter sind die Glühbirnen Sonnen, um die sich ihre ganze Existenz dreht. Der Gedanke ist komisch, aber so viel grösser ist meine Welt eigentlich auch nicht. Mama räuspert sich, ich schaue weiter nach oben.

Früher war ich oft eifersüchtig auf Papa, weil Mama ihn immer küsste. Ich bin dann oft wütend geworden und böse zu ihm und Mama. Heute bin ich nicht mehr so eifersüchtig, aber Mama küsst ihn auch nicht mehr, wenn ich in der Nähe bin. Papa tut es zwar manchmal noch, aber bloss auf die Stirn. Ausserdem kommt dann Mama immer gleich zu mir und gibt mir auch einen dicken Kuss. Und meistens flüstert sie mir dann ins Ohr, dass ich doch ihr allerliebster Kleiner bin und sie mich den ganzen Tag lang küssen könnte. All das geht mir durch den Kopf und daneben läuft die ganze Zeit der Film von Sophie im Wald, und dann halte ich es nicht mehr aus und beginne zu erzählen. Jetzt bin ich froh, dass Mama jeden Abend vor dem Schlafengehen sagt, dass ich ihr alles erzählen kann. Ich spüre, wie meine Ohren rot werden, sie glühen wie die

Lampe über Mamas Kopf. Das Buch liegt jetzt offen auf ihrem Schoß, aber den Titel kann ich immer noch nicht lesen. Wahrscheinlich ist es wieder eine ihrer Liebesgeschichten mit Schmetterlingen im Bauch und dem ganzen Zeug. Früher dachte ich, dass ich das irgendwann auch mal haben werde, aber jetzt, nach Sophie, habe ich diese Gedanken weggeworfen. Ich erzähle lange. Bis ich zum Vorfall im Wald komme, ist mein Mund schon trocken, und meine Zunge ganz schwer und rau.

Nachdem ich fertig erzählt habe, legt mir Mama eine Hand aufs Knie. Zuerst ist es mir unangenehm, aber ich ziehe mein Bein nicht weg. Ich schwitze, aber Gänsehaut habe ich trotzdem noch. Sie schaut mich lange an, ich schaue in den Himmel, zur Spinne, die die Mücke jetzt gegessen hat, und zum Opervogelbaum. Erst jetzt fällt mir auf, dass die Möwen nicht mehr kreischen. Wahrscheinlich schlafen sie schon. Wenn sie schlafen, wie kleine Boote, die friedlich auf dem See treiben, mag ich sie noch immer. Mama rutscht mit ihrem Stuhl näher zu mir. Sie legt das Buch auf den kleinen Tisch neben uns, und streicht mir über die Wange. Ich blinzle kurz, mein kleiner Finger blutet, das bemerke ich erst jetzt. Und dann beuge ich mich nach vorne, und lege meinen Kopf auf Mamas Schulter, und sie hält ihn fest und streicht darüber. Es riecht nach Orangen, ich glaube es ist ihr Haar. Ich muss an die Orangen im Laden vor dem Spital denken und an die rauen Kisten, in denen sie so unordentlich lagen. An diesem Tag begann alles. Mama hat noch immer nichts gesagt, ich glaube sie denkt nach. Ich muss an früher denken, als ich noch klein war. Eine Erinnerung, oder eigentlich nur ein Gefühl. Ich werde an ihre Brust gedrückt, ihr Haar riecht gleich wie heute. Es ist warm, ihre Arme halten mich, beschützen mich vor allem. Ich höre ihre sanfte Stimme, verstehe aber noch nicht, was sie sagt. Es fühlt sich an wie damals, und für einen kurzen Moment ist sie

wieder meine Welt und meine Sonne, und mein ganzes Leben dreht sich nur um sie, und ihre Haare um mein Gesicht sind die Vorhänge zum Horizont.

**Sophie 7.** Es fühlt sich gut an, dass ich es endlich jemandem erzählt habe. Zuerst schwor ich mir, dass ich es nie jemandem sagen würde. Aber mir wurde schnell klar, dass es mir besser ginge, wenn es jemand bemerkte, wenn jemand für mich da wäre. Dann hätte ich nicht alles allein durchstehen müssen.

Auf dem Weg nach Hause habe ich mich mehrmals übergeben. Aber das Schlimmste war, als ich die Kleider ausziehen musste und die Erde auf die Badezimmerkacheln fiel. Diese ekelhafte Erde und die Kleider, die ich am liebsten verbrannt hätte. Ich duschte mindestens zwei Stunden. Irgendwann war mein Puls wegen des heißen Wassers so niedrig, dass ich mich hinsetzen musste. Das Wasser floss über meinen Kopf und wusch allen Dreck von meiner Haut. Trotzdem fühlte ich mich noch schmutzig, als ich aus der Dusche kam. Weinen konnte ich nicht. Ich funktionierte ganz automatisch. Ich nahm die Kleider und trug sie nach draussen. Dort warf ich sie in die Mülltonne und ging zurück. Ich fegte den Badezimmerboden und putzte die Dusche mit Putzmittel. Ich blieb die ganze Zeit nackt. Ich weiss nicht, wieso, vielleicht, weil mich so niemand mehr ausziehen konnte. Als ich mit allem fertig war, setzte ich mich auf die Couch im Wohnzimmer und sah in den Garten. Der Tag verging und war wunderschön. Ich blieb sitzen, bis es draussen dunkel wurde. Dann legte ich mich ins Bett und blieb wach, bis es draussen wieder hell wurde.

An die Tage danach kann ich mich nicht mehr erinnern. Irgendwie sah ich alles wie durch einen Schleier, wie durch eine dicke Milchglasscheibe. Ich blieb im Haus und fürchtete mich. Wovor wusste ich nicht. Nicht vor Nils. Auch nicht vor Männern im Allgemeinen, sondern eher vor der Welt. Vor dieser grausamen Welt und ihren Plänen für uns. Ich sass dort und wartete nur darauf, was sie als nächstes für mich bereithielt. Ich wusch mich jeden Tag

stundenlang, so als könnte ich so alles rückgängig machen. Nach ein paar Tagen war meine Haut so gerötet und ausgetrocknet, dass sie sich schälte. Am liebsten hätte ich mir die ganze oberste Hautschicht vom Körper gezogen, nur damit ich mich wie ein neuer Mensch fühlen konnte.

Heute war das erste Mal, dass ich wieder mit jemandem gesprochen habe. Es fällt mir schwer, den Menschen zu vertrauen. Ich sehe nicht in jedem Mann einen Vergewaltiger. Aber ich sehe in jedem Menschen das Potenzial zum Bösen. Oder besser gesagt habe ich gelernt, dass man niemandem vertrauen kann und dass jeder Mensch das Leben jedes anderen für immer verändern kann. Davor war ich mir dessen nie so bewusst. Früher war ich immer sehr offen, aber jetzt habe ich eine Mauer um mich errichtet. Einen dicken Panzer der mich schützt. Nur die Menschen, denen ich wirklich vertraue, lasse ich noch an mich ran.

Eli hat mich gefragt, ob ich Nils den Tod wünsche. Ich habe Nein gesagt, und es stimmt auch. Ich wünsche ihm nicht den Tod, weshalb, weiss ich nicht. Ich weiss auch nicht, ob ich ihm je vergeben können. Das spielt im Moment aber auch keine Rolle. Jetzt zählt nur, dass ich wieder zu mir finde und lerne, der Welt zu vertrauen. Und natürlich, dass ich meinen Panzer wieder abwerfe, ich bin ja schliesslich keine Schildkröte.

**Ismael 9.** Nachdem der Oberlippenbart weg ist, wasche ich mir noch einmal das Gesicht. Die Haut ist glatt, und ich fühle mich zum ersten Mal, seit ich hier bin, frisch. In einer halben Stunde habe ich meine Stunde mit Aleksander, das Frühstück habe ich verpasst. Deshalb gehe ich in die Bibliothek, um die Zeit zu vertreiben. Es ist das erste Mal, dass ich hier bin, obwohl ich früher gerne gelesen habe. Manchmal habe ich mich auf den Friedhof gesetzt und stundenlang gelesen, und wenn wir damals irgendwo hingegangen sind, egal wohin, hatte ich immer ein Buch dabei. Ich gehe lange durch die Regalreihen und bin so vertieft in die Bücher, dass ich beinahe den Termin vergesse. Ich leihe mir *Der Richter und sein Henker* und *Der Distelfink* aus, und komme ein paar Minuten zu spät. Aleksander ist trotzdem erfreut, als er die Bücher unter meinem Arm sieht. Wie immer unterhalten wir uns zuerst über irgendwelche Dinge, oft über Fussball. Aber irgendwann lehnt er sich zurück und zieht einen Bogen Papiere aus seiner Tasche hervor. Er erklärt mir, dass es um die Schule gehe. Die Sommerferien enden in einer Woche. Es ist komisch in einem Gefängnis über die Schule zu sprechen. Hier drinnen wirkt alles so endgültig, das Leben so fern. Er erzählt viel von Perspektiven und einem Job und dem Danach, wenn ich meine Strafe abgesessen habe, aber ich höre ihm nicht zu, kann ihm nicht glauben. Trotzdem melde ich mich am Ende sogar für zwei Freifächer an, Spanisch und Literatur. Den Nachmittag verbringe ich damit, Sport zu treiben und auf dem Hof meine Runden zu drehen. Wahrscheinlich ist es gar nicht schlecht, wieder Schule zu haben, dann geht wenigstens die Zeit schneller vorbei. An diesem Abend kann ich zum ersten Mal seit langem einschlafen, bevor der Mond an meinem Fenster vorbeizieht.

**Eli 8.** Gestern war dein Geburtstag, und ich war zum ersten Mal seit der Beerdigung wieder auf dem Friedhof. Deine Eltern waren auch dort. Ich habe sie von Weitem gesehen. Deine Mutter hat geweint, dein Vater hat sie an der Schulter gestützt, aber ich glaube, er suchte einfach selbst nach etwas Halt. Ich bin nicht zu ihnen gegangen. Ich fühle mich immer noch schuldig und frage mich jeden Tag, wie es dazu kommen konnte. Stattdessen habe ich mich unter unseren Baum gesetzt und gewartet, bis sie mit krummen Rücken wie ein altes Ehepaar in Richtung Ausgang gelaufen sind. Dein Grab war voll mit Blumen, und auf deinem Grabstein lagen lauter bunt bemalte Steine. Ich hatte mich den ganzen Tag leer gefühlt und wie losgelöst von der Welt. Vielleicht, weil der Himmel so weit und hoch war, und die Welt fast verschluckte. Die Wolken türmten sich zu weissen Wänden auf, in die die Sonne vereinzelte Löcher riss, durch die ein blasser Himmel schimmerte. Ich stand lange vor deinem Grab, las deinen Namen immer und immer wieder. Ich hatte eine kleine Kerze gekauft, und in eine Schachtel habe ich einen meiner Ringe gelegt, weil du dich doch schon damals immer beschwert hast, dass du nichts besitzt, das dich an mich erinnert. Die Kerze habe ich angezündet, den Ring habe ich mit der Schachtel vergraben. Danach fühlte ich mich besser. Ich bin trotzdem geblieben, bis die Kerze schon lange runtergebrannt und die Sonne untergegangen war.

Ich wohne wieder Zuhause. Sophie braucht mich, und ich musste raus aus der Klinik. Drei Mal pro Woche bin ich noch dort, um mit Stella zu sprechen, aber jedes Mal, wenn sich das Tram quietschend den Hang hinaufquält, wird mir unwohl. Und wenn ich dann vor der alten Villa stehe und zur Feuerleiter hochschaue, meldet sich wieder dieses Flattern in der Brust, das ich damals am Fenster über

der Stadt zum ersten Mal gespürt habe. Es geht mir besser, seit ich Zuhause bin. In der Klinik war alles so bedrückend, die ganzen traurigen Geschichten und zerbrochenen Träume mussten die Atmosphäre ja vermiesen. Und jeden Tag wurde man an sein Schicksal erinnert. Es begann schon morgens mit den Tabletten, die ich vor ein paar Wochen endgültig alle abgesetzt habe. An manchen Tagen fühle ich mich noch immer so schwer vor Traurigkeit, dass ich gar nicht aufstehen kann. Wenn ich dann liegenbleibe und es im Zimmer immer heller wird, schlafe ich oft nochmals ein. In diesem schummrigen Morgenschlaf träume ich fast immer von dir. Aber gestern war es besonders.

Ich stand wieder am offenen Fenster in der Klinik. Aber die Vorhänge wehten in salzigem Wind, und tief unter mir brachen tosend gewaltige Wellen gegen die schroffe Klippe, auf der die Villa stand. Das Flattern in der Brust war auch weg, an seine Stelle war aber ein dumpfes Ziehen getreten, das mir Angst machte. Der Horizont schien endlos, mein Blick verlor sich in der Ferne. Hoch über dem schäumenden Wasser drehten Möwen vor dem immer tiefer sinkenden Feuerball ihre Kreise. Ich wusste nicht, wo ich war, aber ich fühlte mich wohl, so als wäre ich schon seit Jahren hierher in den Urlaub gefahren, sodass ich die Gassen und Innenhöfe, die streunenden Katzen und die Kellner in den Restaurants schon lange kannte. Und obwohl ich ausser dem Meer vor mir und dem einfachen Zimmer hinter mir nichts sah, wusste ich genau, wie die Stadt aussah. Das innere Bild der gelben Häuser mit den vom Meeresklima verwitterten Balkons und den bunten Fensterläden, der pittoresken Kirche und den kleinen Restaurants um den Marktplatz legte sich über den Ausblick auf das Meer. Ich war so in diese Verschmelzung meiner Erinnerungen und meiner

Wahrnehmung versunken, dass ich dich erst bemerkte, als du neben mir standst und meine Hand nahmst. Wir blickten uns lange an und sagten nichts. Und dann schaute ich wieder runter zu meinen blauen Zehen über dem schäumenden Wasser. Plötzlich sprachst du zu mir, und deine Stimme klang wie ein längst vergessener Song in meinen Ohren. «Spring, Eli. Du musst nicht auf mich warten, wenn doch noch so viel auf dich wartet. Schau dir nur diesen endlosen Horizont an. Wenn die Zeit reif ist, wirst du wiederkommen, aber jetzt spring!» Ich schaute dich entsetzt an, aber du lächeltest nur. Ich löste meine Hand, die deine schraubstockartig umklammert hatte, und du gabst mir einen Kuss. Ich schaute noch einmal zum Horizont und dann wieder runter zur Klippe. Und auf einmal fiel mir auf, dass das Ziehen verschwunden war. Ohne mich noch einmal umzudrehen, wagte ich den Schritt.

Als ich aufwachte, wusste ich nicht, was ich fühlen sollte. Ich war aufgewühlt, fühlte mich traurig und gleichzeitig leicht, zum ersten Mal seit langem lag an diesem Morgen nicht diese bleierne Erschöpfung über mir. Im Verlauf des Tages verdrängte die Leere meine Gefühle, und ich fühlte mich wie so oft seit deinem Tod wie ausgehöhlt. Aber nachdem ich die Kerze angezündet und den Ring vergraben hatte, verschwand die Leere wieder. Auf dem Weg vom Friedhof nach Hause fühlte ich mich wieder leichter und hörte sogar Musik. Ich lief lange durch die Stadt und dachte an dich. Aber ich musste dabei nicht weinen, sondern lächeln, und dabei kam mir der Traum wieder in den Sinn, und da musste ich noch mehr lächeln, weil ich ihn jetzt erst so wirklich verstand.

Jetzt sitze ich im Garten, der Abend ist lau. Sophie spielt Klavier, ich höre es durch ihr offenes Fenster. Auch ihr geht es besser, seit ich wieder Zuhause bin. Nur in der Nacht höre ich sie manchmal noch

weinen. Sie hört mich wahrscheinlich auch. Wir gehen dann aber trotzdem nie zueinander, obwohl ich es mir schon oft überlegt habe. Wir sprechen auch nie darüber, aber es tut nur schon gut zu wissen, dass mich jemand hört. Dass ich nicht mehr allein in diesem Haus voller gebrochener Menschen liege, mit seinen unzähligen Wänden und Gängen, die einen von den anderen abgrenzen wie unbezwingbare Mauern. Ausserdem hängt über meinem Bett wieder dein Bild. Ich bin froh, dass du dich am Ende doch noch getraut hast, mich zu malen. Du hast mich so gezeichnet, wie ich immer sein wollte, und ich hoffe, dass ich für dich auch wirklich so war. Ich schreibe das alles auf, während ich an dich denke. Manchmal fühle ich mich wie frisch verliebt, weil jeder zweite Gedanke an dich ist. Nur die Schmetterlinge fehlen. Aber ich spüre, dass es besser wird. Bald werde ich vielleicht nur noch jede Stunde an dich denken, und irgendwann einmal vielleicht nur noch jeden Tag, und dann wird es vielleicht auch nicht mehr so weh tun. Aber vielleicht auch schon. Ich werde auf jeden Fall versuchen, mein Leben weiterzuleben, denn ich weiss, dass du das gewollt hättest. Nur vergessen, werde ich dich nie.

**Nils 10.** Ihre Stimme ist ruhig, aber ich merke, dass sie traurig ist. Irgendwie klingt es so, als hätte sie einen Stimmverzerrer darüber, der ihre Stimme belegt macht. Mit Gesichtsausdrücken habe ich immer noch viel Mühe, aber am Ton der Stimme kann ich schon ziemlich gut erkennen, was die Person gerade fühlt. Manchmal weiss ich zwar nicht, wieso sie sich so fühlt, aber vielleicht lerne ich auch das noch irgendwann. Zuerst bin ich so auf den Klang ihrer Stimme konzentriert, dass ich gar nicht höre, was sie sagt. Aber dann schliesse ich die Augen und höre nur noch zu. «Es geht nicht darum, wie alle anderen zu sein. Du bist besonders und wir mögen dich so, wie du bist. Ausserdem musst du dein ganzes Leben mit dir verbringen, deshalb ist es am wichtigsten, dass du dich magst, so wie du bist. Wenn du dich immer verstellst, nur um Freunde zu finden und dazuzugehören, dann wirst du dich irgendwann verlieren, weil du selbst nicht mehr weisst, wer du bist. Und ausserdem sind es keine richtigen Freunde, wenn sie dich nicht so nehmen, wie du wirklich bist.» Sie hört kurz auf zu sprechen. Es ist jetzt sehr still. Weil wir so nah beim Krankenhaus wohnen, hören wir den ganzen Tag und auch in der Nacht Krankenwagen in die Stadt fahren. Aber jetzt ist alles ganz ruhig. Papa ist noch mit seinen neuen Arbeitskollegen ein Bier trinken gegangen. Ich frage Mama, ob ich für immer allein sein werde. Sie sagt, dass ich doch immer sie haben werde, aber ich antworte, dass das nicht zählt, weil sie meine Eltern sind. «Nein, du wirst nicht für immer allein sein. Du wirst Menschen finden, die dich so mögen, wie du bist, und du wirst Dinge finden, in denen du besser bist als andere und die dir Spass machen. Du musst einfach deinen Weg gehen, auch wenn er manchmal schwierig und weit ist. Aber es geht allen Jugendlichen gleich. Erwachsenwerden ist halt einfach schwierig und tut oft weh, aber das ist auch gut so, denn nur so wachsen wir.»

Ich verstehe nicht alles, was Mama gesagt hat, aber ich glaube das ist auch nicht so wichtig. Für mich ist das Wichtigste, dass sie mir geglaubt hat. Dass sie nicht nachgefragt hat, ob ich Sophie auch wirklich nichts getan habe. Ich mache mir immer noch Sorgen wegen Sophie, aber wenigstens weiss ich jetzt, dass alles gut wird. Mama kann mich immer beruhigen, das war schon früher so. Und wenn sie sagt, dass alles gut wird, dann wird es auch so sein.

Mein Bett ist immer noch nicht angekommen, aber langsam gewöhne ich mich an die Matratze. Sterne hat es heute keine, der Himmel ist nicht klar. Ich schaue mich stattdessen im Zimmer um. Die Kartons mit meinen Möbeln und sonstigen Sachen aus Berlin sind vor ein paar Tagen geliefert worden. Sie stehen jetzt überall im Zimmer verstreut. Es stört mich, dass sie so verstreut rumliegen, ausserdem kann ich sowieso noch nicht schlafen. Ich stehe nochmal auf und beginne damit, die Kartons zu stapeln und in eine Reihe an die Wand zu stellen. Irgendwo muss ich ja damit beginnen, Ordnung in mein Leben zu bringen.

**Ismael 10.** Die Schulglocke klingelt, und löst in mir fast schon ein Gefühl von Geborgenheit aus, weil es mich so an meinen früheren Alltag erinnert. Es kommt mir wie eine Ewigkeit vor, dass ich zuletzt in der Schule war. Fast schon wie eine Kindheitserinnerung oder die von einem anderen, die ich so oft erzählt bekommen habe, dass ich schon glaube, dass es meine eigene sei. Unser Lehrer ist ein Mann, der unter den Insassen untergeht. Nicht etwa, weil er klein oder schwächling ist, im Gegenteil, er ist breit gebaut, dunkelhaarig und sieht südländisch aus. Sein Vollbart ist kantig gestutzt, kein Haar ragt über den Schnitt hinaus. Er trägt ein weisses T-Shirt über blauen Jeans, um den Hals eine goldene Kette, die in diesem bunkerartigen Raum viel zu edel wirkt. Seine Stimme ist sanft, sein Ton aber militärisch. Ich mochte ihn sofort, was an seiner Ausstrahlung liegen muss, denn er war mir schon sympathisch, bevor er auch nur einen Ton gesagt hat.

Ich gehe jetzt seit drei Wochen wieder zur Schule, und zum ersten Mal, seit ich hier bin, habe ich einen strukturierten Alltag, ausserhalb meiner täglichen Auslaufstunde. Es geht mir besser, seit ich nicht mehr so allein bin mit mir und meinen Gedanken. Ich hätte früher nie gedacht, dass ich mich mal so über die Schule freuen würde, aber wenn man sonst nichts Besseres zu tun hat, als an die Wand oder in einen trostlosen Gefängnishof zu starren, ist man dankbar für jede Ablenkung. Ich gehe jetzt auch öfter zu Aleksander, fast täglich. Manchmal sprechen wir die ganze Stunde lang nur über Fussball oder wir erzählen uns von irgendwelchen Partys oder von Drogen, die wir schon ausprobiert haben. Dann fühle ich mich wie damals auf den Partys, wenn man mit Halbfremden über Erfahrungen gesprochen hat, und jeder den anderen überbieten wollte mit dem krassen Scheiss, den er schon erlebt hat. Früher war

mir das oft zu blöd, nur gab ich es nie zu. Aber hier genieße ich es, weil es einen Hauch von Normalität, einen Fetzen aus meinem Leben davor, mit sich bringt. An anderen Tagen reden wir über meine Ängste, meine Kindheit oder meinen Vater.

Er hat mich vor einer Woche zum ersten Mal besucht. Als ich in Handschellen von meiner Zelle zum Besuchertrakt lief, die grosse Pranke des Wärters zwischen den Schulterblättern, war ich unglaublich wütend auf ihn. Wegen ihm war ich hier, und trotzdem hatte er mich in den zwei Monaten kein einziges Mal besucht. Nicht mal einen Brief hatte er geschrieben oder mir über Mutter alles Liebe gewünscht. Aber als ich ihn dann im Besuchersaal sitzen sah, gebückt, so als laste eine ungeheure Schwere auf ihm, tat er mir leid. Als er mich sah, hellte sich sein Gesicht auf, und für einen kurzen Augenblick war er wie früher. Er stand auf, und eine Weile standen wir uns unschlüssig gegenüber. Irgendwann machte ich einen Schritt auf ihn zu, und wir umarmten uns lange. Es tat gut, ich konnte mich nicht erinnern, wann wir uns das letzte Mal gehalten hatten, wann mich überhaupt jemand das letzte Mal gehalten hatte. Wir sprachen lange. Anfangs war es noch schwer, das Gespräch stockte, und drehte sich um Themen, die nur als Gesprächspulver dienten, das wir grosszügig verschossen. Aber mit der Zeit begannen wir richtig miteinander zu reden. Er entschuldigte sich für seine Anfälle, dafür, dass er seine Wut an mir rausgelassen hatte. Eine Träne lief ihm über die Wange. Er wischte sie hastig weg, ich tat so, als hätte ich es nicht bemerkt. Ich erzählte ihm viel, aber nicht alles. Er mir auch nicht, das wusste ich, aber es ist okay so. Eltern müssen nicht alles über ihre Kinder wissen und umgekehrt genauso.

Heute habe ich ein Paket bekommen oder eher einen Umschlag. Er ist hellbraun, und auf der Vorderseite steht mit grossen, schwarzen

Buchstaben mein Name. Ich habe seit ich hier bin, noch nie Post bekommen. Ich weiss nicht, ob ich mich freuen oder fürchten soll. Der Umschlag liegt noch immer in meinen Händen, und ich stehe noch immer im Flur. Ich gehe in meine Zelle und setze mich aufs Bett. Dann reisse ich den Umschlag auf. Ein Brief liegt zuoberst, darunter viele Seiten. Ich verstehe nicht, habe keine Ahnung, von wem das Paket kommen könnte. Die Handschrift auf dem Brief kommt mir bekannt vor. Die vielen restlichen Seiten sind zusammengeheftet und mit dem Computer geschrieben worden. Es sieht aus wie ein Manuskript, aber auf der ersten Seite steht nichts als Ismael.

## Luca 8. Ismael

*Ich stehe auf der Hardbrücke und denke an dich. Ich denke schon seit diesem Abend an dich, als du auf Karim eingestochen hast, blind vor Wut. Nicht auf ihn, sondern auf die Welt und deinen Vater. Seit diesem Abend habe ich jeden Tag an dich gedacht, mich oft gefragt, ob ich etwas hätte ändern können, ob ich dich hätte retten können. Manchmal ertappe ich mich dabei, dass ich sogar auf Karim wütend bin, weil er dich dazu verleitet hat, weil du wegen ihm weg bist. Aber eigentlich weiss ich, dass niemand die Schuld trägt. Sie wurde nur weitergegeben, von Generation zu Generation, von einem Menschen zum nächsten. Sie riss dich schon lange vorher aus dem Leben, drückte dich immer tiefer unter Wasser. Der Stich war ein Befreiungsschlag, ein hoffnungsvoller Atemzug.*

*Ich weiss, dass du nicht schuldig bist, aber die anderen wissen es nicht. Sie sehen dich nur als den, der grundlos jemanden niedergestochen hat. Aber das bist du nicht, du bist viel mehr. Ich wusste noch in derselben Nacht, dass ich deine Geschichte, die schon so lange mit meiner verknüpft ist, aufschreiben muss.*

*Auch damals stand ich hier. Ich konnte nicht bleiben, bin wie du weggerannt. In den nächsten Zug, der kam. Drinnen war es grell, die gelben Wände stachen mir in den Augen, ich war benommen, aber gleichzeitig hellwach. Bei der Hardbrücke bin ich ausgestiegen. Die Hochhäuser leuchten, spiegeln sich in den Glasfassaden der anderen, überstrahlen die ganze Dunkelheit der Nacht. Unter mir die Gleise, die sich ineinanderschlingen, die Lichter, die sich von Rot auf Weiss schalten, wenn ein Zug unter mir durchrattert. Hinter mir die Autos auf der mehrspurigen Strasse. Sie verlassen die Stadt oder fahren ihr entgegen, alle auf der Suche nach ihrem Glück. Es fühlte sich an, als wäre ich am Tor zur Welt. Das Gefühl ist geblieben, auch heute Nacht.*

*Du warst es, der mir beibrachte, das Schöne zu erkennen und innezuhalten. Für mich war die Welt vor dir grau und hässlich. Unsere Welt zumindest. Die Blocks und die Strassen, die versprayten Treppenhäuser und nach Pisse stinkenden Aufzüge, die Hauseingänge, in denen der Obdachlose immer schlief, der Kiosk, vor dem die Alten mit den gelben Zähnen immer sassen und ein Bier nach dem anderen in sich kippten. Aber du brachtest mir bei, selbst dort die Schönheit zu sehen, die wahre Schönheit zu erkennen. Denn die Schönheit unserer Welt liegt nicht im Vollständigen und Makellosen. Sie liegt in einer viel tieferen Schicht, die erst du mir zugänglich gemacht hast. Die wahre Schönheit und Vollkommenheit der Welt liegt im Unvollkommenen, Kaputten, gar Traurigen. Wer fähig ist, dies zu erkennen, der wird sich nie sattsehen können am Leben. Der wird nie mehr traurig sein, wahrhaftig traurig, sondern wird die Trauer verstehen können, denn auch darin wird er die Notwendigkeit erkennen. Er wird sehen, dass auch sein Leben eine Geschichte wert ist, dass auch er ein Teil des Ganzen ist, und dass noch nicht alles vorbei ist, solange man noch fühlt.*

*Ich schreibe dir all das, während ich auf der Brücke stehe und auf die blinkenden Lichter blicke, die die Dunkelheit der Nacht bekämpfen. Du hingegen liegst wahrscheinlich in einem harten Bett, in einer kargen Zelle, siehst vielleicht nicht einmal den Mond, und wirst alleingelassen mit dir selbst. Ich schrieb deine Geschichte, weil ich dir das Schreiben verdanke, denn ohne deine Lehre, ohne deine Linsen, durch die meine Augen tagtäglich blicken, hätte ich nie zum Schreiben gefunden.*

*Ich wünsche dir viel Mut und glaube fest daran, dass wir in einer anderen Zeit, einer anderen Welt, grösser sind.*

*Alles Liebe,  
Luca*

Ein Sommer in Zürich: Die Wege von sechs Jugendlichen kreuzen sich. Ihre Welten geraten aus den Fugen und sie finden sich in einem Leben wieder, das sie so nicht kannten.

Ein Roman über die Frage nach Schuld und die Bedeutsamkeit der Jugend, der zeigt, wie schnell das Leben aus dem Gleichgewicht geraten kann und wie wichtig es ist, sich selbst zu kennen und sich nicht zu verlieren.

